Aus der
Büchersammlung des Capitäns
Th. Dempster Gordon.
Geschenk des k. Forstrathes G. Dürig
an die k. Bibliothek.

L. fr.
c.
461 c
1

Das
Testament.

Von

A. Lafontaine.

Erster Theil.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot. 1810.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Das Testament.

Erster Theil.

Die Einnahme von Cremona.

„Vor undenklichen Jahren," sagte der Freiherr Eberhard von Walen, wenn er von Cremona redete —

„Den ersten Februar 1702," sagte Masbach, kam die Rede in seinem Hause auf dieselbe Sache, und sie redeten oft davon; denn in dem marmornen Eßsaale des Freiherrn hing ein großes Wandgemählde, das die Begebenheit, wovon er redete, vorstellte, vortrefflich gemahlt, so daß jeder Fremde seine Augen darauf warf, und nach der Bedeutung fragte. Und in Masbachs Wohnzimmer, das seit den undenklichen Jahren, oder, wie Masbach sagte, seit dem ersten Februar 1702, auch zum Eßsaale, zur Kinderstube, zum Visiten- und Wochenbettszimmer gedient hatte, hing dasselbe Gemählde, eine kleinere Kopie von dem großen im Schlosse, recht brav gemahlt, nach dem sich Masbachs Gäste auch zuweilen erkundigten.

Die Sache war die: „Der Ur-Ur-Ur-Ahnherr der Freiherren von Walen" — erzählte der Freiherr — „und einer der Vorfahren eines gewissen Masbachs" — Masbach sagte ganz simpel: „Unsre Aeltervåter" —

Dann floß die Geschichte aus Beider Lippen in einem Bette fort, außer daß der Freiherr einige Namen wegließ, die Masbach, der ein Gelehrter war, mit Vor- und Zunamen nannte.

Wie der Prinz Eugen Cremona überrumpelte, so mußte Graf Nazari die Brücke über den Po besetzen. Unter seinen Truppen befand sich Walen. Die Irrländer griffen den Grafen Nazari an, trieben ihn zurück, und steckten die Brücke in Brand. Walen lag verwundet auf der Brücke. Sein Kamerad, sein Freund, Masbach, der schon in die Stadt einmarschirt, hört, daß Walen auf der Brücke liegt. Er kehrt zurück, arbeitet sich durch Leichen und Feinde, durch die brennende Brücke, durch die hoch auflodernden Flammen, durch Dampf und fliegende Kugeln auf die Brücke, ruft ångstlich: „Walen! Walen!" und findet ihn.

Er hebt ihn auf, aber vor ihm, hinter ihm stürzt die Brücke in die Flammen. „Laß mich, Masbach!" ruft Walen — „du siehst, ich bin verloren. Gott sey meiner Seele gnädig!" Aber Masbach, mit einem Reuterfluche, stürzt

seinen Freund in den Po, und springt hinterher, ergreift ihn, ringt mit Wogen und den Trümmern der Brücke, ohne je seinen Freund fahren zu lassen, und nach dem langen Kampfe mit dem Verderben, bringt er ihn ans Ufer, von da in eine Bauernhütte, wo er nicht nur sein Arzt, sondern auch sein Krankenwärter ist.

Walen zieht, wie er geheilt ist, mit seinem Freunde über die Alpen ins Vaterland auf seine Güter. Masbach will wieder fort. „Nein,“ ruft Walen — „wir leben und sterben zusammen, Eberhard! bleibe bei mir! sey hier Herr! dort bist du Diener.“

Masbach brummt und bleibt. „Nichts soll uns trennen als der Tod!“ ruft Walen — „Sieh, Eberhard, zwischen uns kann nichts treten, als der Tod.“ — Aber schon nach einem Jahre tritt eine schöne, junge Frau zwischen beide Freunde.

„Laß mich ziehen!“ sagt Eberhard — „du siehst, was die Glocken schlagen.“

„Uns trennt nichts als der Tod!“ ruft Walen, und donnert durchs Haus, daß seine schöne Frau zittert.

„Laß mich ziehen, Herzbruder,“ sagte Eberhard — „es geht nicht mehr.“

„So zieh, Bruder; aber in das Haus, was

ich dir habe bauen lassen, oder ich lasse mich scheiden."

Dahin zog Eberhard, und er fand zu dem Hause bald ein junges Weib und einen Haufen Kinder.

Walen war sein Freund bis an den Tod; aber bedenkend, wie undankbar seine Kinder seyn könnten gegen den Retter seines Lebens, ließ er von einem großen Meister die brennende Brücke mahlen und sich auf den Schultern seines Eberhards, und bestimmte im Testament, bei Verlust der schönsten Waldung vom Gute, die dann der Gemeine in Walen zufallen sollte, das Gemähld sollte unverrückt in dem Eßzimmer der Familie hängen. Er übergab seinem Eberhard das Gütchen, das er besaß, mit Aeckern und Gärten, als ein unveräußerliches Eigenthum, für den ältesten Sohn des jedesmaligen Besitzers oder die älteste Tochter, wenn männliche Erben fehlten, und deren Erben zu ewigen Zeiten. Verkauft durfte es nicht werden, verschuldet auch nicht; „denn hier" sagte er, „soll immer ein Masbach wohnen. Wer weiß, ob nicht einmal ein Walen einem Masbach gut macht, was ich nicht gut machen konnte.

Für jeden Sohn, der in Masbachs Hause gebohren ist, zahlte das Gut des Freiherrn jährlich funfzig Thaler, und jedesmal am ersten Februar

aß die Familie Masbachs auf dem Schlosse, und der Hausvater hatte die Oberstelle am Tische, obgleich dieser erste Februar das höchste feierlichste Familienfest für die Walens seyn sollte. Auch bestimmte er, daß jedesmal der älteste Sohn der Walens, wie sein Retter, Eberhard heißen sollte.

„Walen," sagte Eberhard — „mich dünkt, du thust nicht wohl daran. Das Testament kann ein Strick werden für die Masbachs." Aber Walen, den das Alter eigensinnig gemacht hatte, blieb dabei und starb. Eberhard starb hinter her vor Gram, daß er ihn von der stürzenden Brücke des Lebens nicht zum zweitenmale hatte retten können.

Die Enkel.

Die Enkel verwünschten das Testament ihres Großvaters. Der Sohn war General geworden und Reichsbaron. Ein Fräulein wurde die Gemahlin eines kaiserlichen Ministers. Der Himmel goß über die Walens Reichthümer und Ehrenstellen. Sie machten die erste, die reichste Familie des Landes aus. Eine Walin war Fürstin geworden; und die Masbachs drüben im Hause, auf dem Gütchen, wurden nichts, gar nichts. Nur

ein eigener Sinn blieb in den Erben des alten Eberhards. Sie sahen gleichsam die Walens als ihres Gleichen an; und wenn auch die Walens Lust hatten, die alte Verbindlichkeit ihres Ahnherrn gegen den Eberhard zu vergessen: so erinnerte sie das große Gemählde und der erste Februar daran, wo Herr Masbach vom Freigute mit seiner ganzen Familie zwischen allen Agnaten des Freiherrn von Walen saß, die Freifrau in den Eßsaal führte und den Oberplatz einnahm.

Die Masbachs hätten gern die Ehre entbehrt; aber auf Unterlassung des Festes mit seinen Zeremonien stand der Verlust von einem schönen Gute, — und die Walens waren gezwungen gegen den Februar hin, die Masbachs recht freundlich zu behandeln, und so war das Fest noch nie ausgefallen. Die Masbachs waren eben so gebunden im Testament des alten Herrn.

Es war ein seltsames, höchst lächerliches Verhältniß zwischen den beiden Familien.

Da saß Herr Masbach zwischen Generalen, Ministern, den stolzesten Männern des Landes, und zwar oben an, und sie durften des Mannes nicht einmal spotten, seine Frau nicht verhöhnen; denn die Masbache hatten einen Familienzug, der so stark war, wie der Stolz der reichen Familie. Jeder Masbach wäre, wenn er sich beschimpft geglaubt hätte, vom Tische aufgestanden

und nach Hause gegangen, und dieser Weg kostete den Walens ein Gut.

Dieser erste Februar, das Gemählde, der Zusammenhang mit der stolzen reichsfreiherrlichen Familie, hatte in den Seelen der Masbachs einen Stolz erhalten, der sie nie unter den Stand ihres Ahnherrn fallen ließ. Das Gütchen, was sie benutzten, war jetzt gerade einträglich genug, um eine anspruchlose Familie anständig zu erhalten; aber es hinderte auch jedes Emporkommen der Familie, da sie es persönlich besitzen mußte. Kurz, der alte Walen hatte sein Testament gemacht, ohne zu überlegen, was für närrische Dinge der Teufel, oder der Menschen Thorheit aus diesem Basilisken-Ei oder aus dieser Pandora-Büchse hervorbringen könnte.

Die Freiherrliche Familie zog hundert der klügsten Advokaten zu Rathe; aber der alte Walen mußte den Teufel selbst als Rathgeber bei seinem Testamente gebraucht haben: so fest stand es, so sicher war es verklausulirt; und das schlimmste von der Sache war das: die ersten Erben beider Familien vertrugen sich noch ganz gut, sie waren von den Alten her noch gewohnt, sich einander zu sehen, zu besuchen, sich so ziemlich als Eins, als zusammen gehörend, zu betrachten. Der Tod der beiden Freunde aber löste die Freundschaft, und ließ nur noch eine ganz anständige Bekanntschaft.

Nun kam in das Schloß eine stolze Gräfin; in Masbachs Haus die Tochter des Verwalters vom Schlosse, als regierende Frau an; indeß Madam Masbach erhielt den Zusammenhang durch die gewohnte Unterthänigkeit. Aber nun ging der Weg der beiden Familien gar zu weit auseinander. Der nächste Masbach war ein Gelehrter, und der Freiherr war Kammerherr am prachtvollen kaiserlichen Hofe, Gesandter am Reichstage und dann Oberkammerherr; und Schwester und Bruder stiegen im Heere, im Cabinet, am Hofe hoch empor, wogegen die Seitenlinien der Masbachs zu ehrlichen Künstlern und Handwerkern herabsanken. Und befand sich einer dieser Handwerker gerade den ersten Februar in Walen; so aß er mit auf dem Schlosse, und die Masbachs hielten ihren Stammbaum mit eben der Richtigkeit und Genauigkeit, als die Walens den ihrigen. Die Walens hatten einen großen Aerger, wenn ein ehrlicher Masbach sagte: ich bin auch ein Agnat!

Und so wird man leicht begreifen, warum jeder Walen sagte: „vor undenklichen Zeiten," und jeder Masbach: „den ersten Februar 1702 unter dem Prinzen Eugen von Savoyen." So hatten beide Familien seit achtzig Jahren gesagt, und die Güter waren an einen Eberhard von Walen gefallen, der nach dem Tode seines Vaters den ersten Januar mit seiner jungen Frau den feier=

lichen Einzug in Walen hielt. Zehn Tage darauf kam der junge Masbach auch mit seiner jungen Frau und einem Sohne von fünf Jahren in Walen an, um Besitz von dem Freigute zu nehmen.

Beide Herren kannten sich noch nicht; denn der Baron war von Jugend auf in Kriegsdiensten, und der Masbach auf Schulen und in der Welt gewesen; aber der erste Februar näherte sich mit großen Schritten. Sie sollten sich kennen lernen.

Masbachs Schicksale.

Dieses Masbachs Vater war, wie gesagt, ein Gelehrter, nach damaliger Sitte ein ausgezeichneter Gelehrter, und dazu ein Masbach, das heißt, ein Mann, der seinen Freund aus den Armen des Todes gerettet hätte, und sein Herz war so offen, daß er tausend Freunde für einen hatte; und so gab er, so lange er hatte, jedem Unglücklichen; er hielt, wie der Araber, für jeden Hungrigen, für jeden Reisenden offne Tafel. Er machte Schulden; auf sein Gütchen nicht, aber auf sein ehrliches Gesicht, und vertheilte wieder mit offner Hand; und so kams, daß er den ersten Februar in einem abgetragenen Oberrocke auf dem Schlosse erschien, worüber seine Frau mehr Seufzer aus-

stieß, wenn sie ihn unter den Ordensbändern und den goldgestickten Kleidern so sitzen sah, als über allen Mangel, den sie zu Hause ertragen mußte. Er aber fragte nicht darnach, berief sich auf die Kleidung der ersten Menschen im Stande der Unschuld, und nahm den Oberplatz ein, als wäre er ein König gewesen.

Er hatte einen Sohn, eben den, welcher den zehnten Januar in Walen mit seiner jungen Frau einzog; er hatte ihn bis ins achtzehnte Jahr unterrichtet. Der junge Mensch wußte seinen Horaz auswendig, hatte alle Klassiker gelesen, konnte Hebräisch und las Arabisch, hätte sich in Italien zu Zeiten des großen Cäsars und in Griechenland, kurz, im ganzen Römischen Reiche umher finden können ohne Wegweiser, war aber in seinem Vaterlande und auf der damaligen Erde, wie ein Schiffer auf einem unbekannten Meere.

Er machte ganz hübsche lateinische Verse, komponirte sie selbst, und sang mit einer Stimme, die jedes Ohr aufmerksam machte: so schön, so rein war sie. Sein Aeltervater war schon musikalisch gewesen, und diese reiche Quelle des Vergnügens floß in dem Enkel noch reicher. Seine Mutter sang sehr rein; sein gelehrter Vater hatte sich eben der schönen Stimme wegen in seine Frau verliebt; denn alle Welt verdachte es ihm, daß er, der den ersten Februar den Oberplatz im Schlosse hatte,

eines Einnehmers Tochter heirathete. Aber an das Urtheil der Menschen hatte sich nie ein Masbach gekehrt, oder zu viel gekehrt, nachdem es kam. Einer hübschen Stimme wegen, hätten alle Masbache geheirathet, oder um einer Thräne willen in einem blauen Auge. Ein Sack voll Gold wär' ihnen nicht der tausendste Theil so viel gewesen.

Am achtzehnten Geburtstage des Sohnes — der Vater hatte eine Fuhre Weizen verkauft — ergriff dieser des Sohnes Hand und sagte: „Erstlich weißt du nun genug, um in der Welt fortzukommen; zweitens habe ich jetzt so viel, um dich auszustatten; und drittens fehlt es dir an aller Weltkenntniß, die man auf der väterlichen Hufe nicht lernt. Darum, mein Sohn, sollst du morgen in die Welt gehen!"

Hier trat die Mutter näher zu Vater und Sohn, mit einem finstern Gesichte. Ruhig fuhr der Vater fort: „Das Geld für den Weizen nimmst du mit; meine Taschenuhr auch; die Mutter mag dir zum Andenken ein neues Band daran schenken." Hier fing die Mutter an zu weinen. — „Ich hätte es wohl noch aufschieben können; aber du bist erst gekleidet, und so möchten sich nicht leicht alle Umstände wieder zusammenfinden, wie heute. Also, mein Sohn, mit frischem Muthe in die Welt! — Mache ihm sein Päckchen Wäsche zurecht, liebe Frau! und Morgen früh Schlag sechs mag er gehen."

Die Mutter wußte, daß ihrem Manne nicht einzureden war. Sie packte zusammen, mit Thränen in den Augen, und Reinhold gieng und nahm Abschied von wenig Menschen im Orte, aber von der Gegend umher, von dem Bache, von den Weinhügeln, von dem Walde, von der Höhe, von der er so oft die Sonne und den Mond auf- und untergehen sah. Aber in das erweichte Herz stahl sich nach und nach die größere Welt, in die er morgen hineintreten sollte, die Alpen, über die Hannibal hinzog, die breiten Ströme, welche die Römer Jahrhunderte bewachten, und über die zuletzt doch noch eine neue Welt zerstörend hereinbrach. Von dem Hügel sah er weit hinein in die Welt, in die freie Natur, die ihre Arme, wie eine liebende Mutter, öffnete, um den Jüngling mit seinem pochenden, sehnsuchtsvollen Herzen zu empfangen.

Er war mit Thränen in den Augen aus den Armen seiner Mutter, aus dem Hause gegangen; aber mit funkelnden Augen kam er zurück, mit stolz gehobener Brust, mit flammender Seele, in die, wie in eine Triumphpforte, die neuen Bilder seiner Seele, wie ein langer Triumphzug, einzogen.

Seine Mutter weinte noch mehr, da sie den Sohn jetzt erblickte. Er warf sich am Abend auf sein Bett; aber die neue Welt bewegte sich in seiner Seele fort. Kein Schlaf bedeckte das Auge.

Er war mit der Sonne auf und gekleidet zur Reise. Einen großen Dornenstock in der Hand, stand er schon im Zimmer, da seine Mutter mit verweinten Augen hereintrat, schon den bangen Abschied in der Seele.

Sein Vater wickelte stumm das Geld für den Sohn ein, legte seine Taschenuhr dabei, und sagte dann zu seiner Frau: „Es ist Zeit, Mutter!“ Da fiel sie den Liebling um den Hals, und bat ihn, sich nicht in Gefahr zu stürzen, für seine Gesundheit zu sorgen und oft zu schreiben. Dann nahm der Vater seinen Hut, Reinhold nahm seinen Mantelsack auf; und Vater und Sohn gingen stumm durch den Garten die große Straße hinauf. Der Vater sagte ihm, wohin er reisen sollte; dann auf dem letzten Hügel der Gränze stand er still: „Eine Lehre habe ich dir zu geben, Reinhold, die du auswendig kannst:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem, non secus in bonis —

so wird dir selbst der Teufel nichts anhaben, Reinhold, guter Junge! Und nun geh mit Gott und laß von Zeit zu Zeit hören, wie es dir geht!“

Der Sohn ging, der Vater rief ihm noch nach: „I secundo omine!“ Und in dem Augenblicke legte sich zwischen Vater und Sohn ein Hügel, der sie trennte. Ach, trennt denn nicht ein noch kleinerer Hügel, der Grabhügel, die lieben-

den Menschen, und auf ewig? Auf ewig! arme Menschen!

Reinhold warf in dem ersten Thale seine Bürde ab, und legte sich auf den Rasen, und seine Thränen hingen zwischen den Thautropfen an den Spitzen der Halme. Lange lag er da, und ließ die Wehmuth der Scheidestunde in seiner Seele langsam auszittern. Dann ging er rasch vorwärts; von dem höchsten Hügel sah er noch einmal die Spitze des Thurms in Walen mit dem Kreuze, mehr nicht; wie ein Sterbender noch einmal das verlöschende Auge auf den Geliebten richtet, und nichts sieht, als einen Schatten der geliebten Gestalt.

Aber muthig drang der erweichte Jüngling durch die schönen Irrgärten der Thäler, der Hügel, der Weinberge, der Wälder, unter dem Gesange der Vögel, sinnend bald über das ruhige, freundliche Leben zu Hause, bald unter frohern Schlägen des Herzens, mit den fremden stolzen Gestalten spielend, die ihm aus der reichen Zukunft, alle lächelnd, entgegen traten.

Es enthüllte sich vor ihm die alte Welt mit ihren stolzen Thaten, mit ihren freien Völkern, mit ihren Heldentugenden. Er ging nicht auf dem kurzen Wege zu einer deutschen Universität, sondern er zog mit Sesostris durch die Erde, mit Dionysos seinen unermeßlichen Triumphzug, um alle Menschen zu beglücken mit Gesetzen und

dem Ackerbau; oder er zog mit Hercules dahin, um den Unterdrückten empor zu heben, des Verfolgten helfende Gottheit zu seyn. In seiner Brust entwickelte sich eine Welt voll Thaten. Seine Seele erhob sich unter Heldenentschlüssen, und sein Auge sah funkelnd vor sich hin nach einem Menschen, der ihm begegnete, dem er zum mindesten zulächeln könnte. Er erstaunte, daß die Landstraße so Menschenleer war. Er hatte sie längst in seinen Träumen verlassen, und ging auf einem Nebenwege, den er in seiner unschuldigen Unwissenheit noch immer für die Landstraße hielt.

Aber diese Einsamkeit that seinem Herzen wohl. Er hatte Zeit, unter einer Eiche, wo er seinen Mittag machte mit kalter Küche, die ihm seine Mutter mitgegeben hatte, und wozu er aus der frischen Quelle seinen Wein mit dem Hute schöpfte; hier hatte er Zeit, das blendende Gemälde seiner Zukunft in die Regenbogenfarben zu zerlegen. Er verwandelte den Thronhimmel der Eiche, unter dem er ruhete, bald in den des Ruhms. Sein Leben ließ er unter lauter Ehrenpforten hinschreiten, und der Ruhm führte ihn dann siegprangend den ersten Februar, den er wieder zu Hause war, in den Kreis der Freiherren. Er nahm den Oberplatz ein, weil dieser ihm gebührte, nicht weil ihn ein Testament ihm verstattete; und da ein Jüngling, der seinen achtzehnten Geburtstag gestern gefeiert hat, den Ruhm und alle Heldentugenden in

einer schönen Mädchengestalt sieht, und nie anders: so schloß er zuletzt das Gemälde mit einem schönen Bilde der Häuslichkeit und Liebe.

Er kannte die Liebe nicht; aber sein Herz kannte sie längst. In seinen Träumen erschienen ihm Gestalten, rein, wie das Licht des Himmels, wie die Priesterinnen der Vesta gekleidet, und eben so heilig wie sie, schlank und schön, schwebend über das Leben dahin, daß ihre Sole nicht einmal den Boden berührte. Sein Herz klopfte; aber er betete sie nur in ehrfurchtsvoller Ferne an.

Eine solche Gestalt näherte sich jetzt ihm, mit dem glänzenden Kranze des Ruhms; aber es wurde der Kranz der Liebe daraus, mit dem er die göttliche, jungfräuliche, priesterliche Hirtin krönte.

Da öffnete das Leben alle die weiten Thore der Seligkeit für ihn. Er sprang auf, und eilte schnell den Weg vor sich hin, den geöffneten Thoren des Glücks entgegen.

Am andern Morgen lag vor ihm eine große Stadt mit lichten Thürmen. Sein Herz schlug ungestüm bei dem Anblick der Gartenhäuser. Vor jedem Fenster, in jeder Thür konnte ja die Vestalin stehen, für die sein Herz so klopfte. O, betrachtet ihn, der nicht einmal der Held dieses Buchs ist, wie der Morgen, die Reise, die Liebe, der Ruhm, die Erwartung sein Gesicht in den schönsten Purpur getaucht haben! Und eben erhebt sich von allen Thürmen das Glockengeläute, als

zöge ein junger König zum erstenmal in seine Hauptstadt ein.

Es war Sonntag; und Reinhold schreitet durch's Thor. Die aufziehende Kirchenparade, die kriegerische Musik, die ihm in der breiten Gasse begegnet, erheben seine Hoffnungen; aber sie ziehen seine Blicke und sein Ohr nicht an: denn aus allen Häusern treten die weißen, frommen Gestalten seiner Vestalinnen. Er erröthet vor jeder, der er begegnet; aber sie schlagen die frommen Augen nur einen Pulsschlag lang auf, da er vorüber geht, den Hut ehrerbietig zieht, und sein Haupt vor den theuren Gestalten beugt.

Sie danken ihm kaum, doch lächeln sie fast alle; und, ein wenig blöder wegen seiner ewigen Grüße, geht er schneller.

Der arme Junge! Was er allein nicht weiß, das wissen sie alle um ihn her, daß er nicht nach der Mode gekleidet ist. O, hätte ihn eins der Mädchen betrachtet! Das blühende Gesicht, auf dem die Farbe der Gesundheit, und über der die Farbe des Glücks, und darüber der Glanz der Liebe lag! Das blaue, funkelnde Auge, groß, fromm, unschuldig und offen! Ueber ihm der Halbkreis dunkler Augbraunen und über der edlen Stirn, die kastanienbraunen Locken! und dann die runden, freundlichen, feinen Lippen, blühend, wie eine dunkele Rosenknospe! und die schlanke, edle Gestalt, mit dem Leben in allen Gliedern! Aber,

armer Junge, diese Gestalt steckte in einem weiten, blauen Oberrocke, der dir das Ansehen eines Handwerkers vom Dorfe gab! Den Mantelsack auf dem Rücken — o, wohin dachtest du, daß du den Hut vor ihnen abzogst? Sie lachten über die Höflichkeit des unschuldigen Landburschens.

Aber er ging, ein wenig verlegen, weiter, und sein Weg führte zum Thore hinaus. Er sah mit einem Seufzer zurück. Doch zog er weiter, seiner Bestimmung, einer Universität, zu. Seine erste Probe hatte ihn nicht zurückgeschreckt. Er brachte aus dem Lachen der Mädchen, aus ihren spöttischen Blicken doch nichts als heilige Engel hervor, wie die gelehrten Theologen aus Salomons unfrommen Liebesliedern, fromme, heilige Beschreibungen der christlichen Kirche. Und so zog er triumphirend nach einer sechstägigen Wanderung in die Stadt, die sein Vater ihm bestimmt hatte, ein.

Reinhold lernt einen Gelehrten und einen Bettler kennen.

In einem Wirthshause bürstete er seinen Rock aus, seinen Hut, steckte seine braunen Locken ein wenig ordentlich, nahm sein Geld aus dem Mantelsacke, und ging dann zum Prorector der Universität. Ein Bedienter besah ihn mit finsterm

Blick von oben bis unten und bedeutete ihm, daß Ihro Magnificenz nicht Zeit hätten.

„Wann kann ich denn die Ehre haben?“ fragte Reinhold mit unwiderstehlicher Freundlichkeit.

„Hm, was will — was wollen Sie denn eigentlich? Hm! hm!“

„Eine Matrikel holen.“

„Matrikel? was? was?“ Der Bediente lief fort, und führte dann den jungen Menschen in des Prorectors Zimmer. Hier stand er nun endlich vor einem Manne, den ihm sein Vater wie einen Gott beschrieben hatte. Er beugte sich bis auf den Boden, mit dem Ausdrucke der allerherzlichsten Ehrerbietung. „Ich höre,“ sagte der Gelehrte, „ich höre, sage ich — daß Sie — ist das wahr?“

Hier fing Reinhold an, in ächt römischem Latein dem Prorector zu sagen, daß er studiren wollte.

Der Prorector, erstaunt über den Fluß der Rede, sagte: „Aber Ihre Kleidung — woher denn? Wer sind Ihre Eltern?“

Reinhold erzählte alles. Hierauf hielt der Prorector eine lange Rede, worin er bewies, daß nur Leute von Vermögen studiren müßten, daß sein Geld nicht einmal hinreichte, um sich anständig zu kleiden. Reinhold sah ihn mit trüben Blicken an, die sich nach und nach benetzten, je stärker der Prorector seine Stimme erhob. Mit

diesen weinenden Augen sagte Reinhold, daß er eine unbezwingbare Neigung zu den Wissenschaften hätte; aber, wie vom Katheder, fuhr der Prorector fort, seinen Satz zu erweisen.

Mit fast weinender Stimme sagte der Jüngling, und berührte nach alter Sitte die Kniee des Mannes, sagte griechisch die Homerischen Verse:

„Hier ist der feste
Muth und alle Besinnung dahin; es entfliegt aus dem Busen
Mir das klopfende Herz, und es zittern mir ängstlich die Glieder!“

Hier stutzte der Gelehrte, da er die Verse des göttlichen Dichters mit so tiefem Gefühl des Schmerzes so schön aussprechen hörte. In seinem Busen fing an das Herz zu schlagen; aber in dem süßen Augenblicke des bessern Gefühls fiel ihm eine Antwort aus dem Homer auf die Klagen des Jünglings ein, und die mitleidlose Lippe sprach sie Griechisch:

„Ich rathe dir, weiche du eilig
Unter die Menge zurück, und scheue dich, mir zu begegnen,
Eh' dich ein Uebel ereilt! Geschehenes kennet der Thor auch.“

Da verstummte der Jüngling im wehmüthigen Schmerze. Er bückte sich tief vor dem Manne, der ihm seine Hoffnung nahm, alle die glänzen-

den Träume seiner sechstägigen Reise zernichtete, und seine Zukunft in trübes Dunkel hüllte.

Er verließ das Haus. Vor dem Hause stand er still', schlug erst seine Augen auf den Boden, dann gen Himmel, und nun trocknete er die immer wieder hervorquillenden Thränen mit einem weißen, reinen Tuche.

Er entwich dem fröhlichen Schauspiel eines Haufens von Studenten, die, mit Mappen unter dem Arme, in jugendlich fröhlichem Tumulte aus einem Hause hervorkamen, in eine enge Nebengasse. Hier murmelte er halb laut ein Paar lateinische Verse über sein Unglück. Da sah er einen Hut vor seinen niedergeschlagenen Augen erscheinen, und er hörte an seiner Seite eine Stimme sanft sagen: „sperat infestis alteram sortem bene praeparatum pectus."

Reinhold sah zur Seite, und sah einen Mann in einem abgetragenen Rocke, der sich demüthig gegen ihn verbeugte, und ihm den Hut, wie zu einem Almosen hinhielt. Reinhold faßte in die Tasche und drückte dem Manne ein Geldstück in die Hand. „Das war," sagte der Fremde, — „meine Meinung nicht; aber gut, lieber junger Herr, es soll mir als Handgeld von Ihnen dienen; denn ich bin — was wetten Sie? — unglücklicher als Sie nur seyn können."

Hier flog die ganze Seele Reinholds in sein Auge, das er auf den Fremden mit einem

unbeschreiblichen Ausdruck von Gutmüthigkeit heftete. „Unglücklich? und kann ich helfen?"

„Vielleicht," sagte der Fremde — „und so bitte ich Sie, mit mir zu gehen."

Reinhold folgte dem Manne, der vor ihm hergieng, traurig nach. Sie giengen in ein Wirthshaus, und der Mann mit dem abgetragenen Rocke, bestellte und bezahlte für zwei Personen Essen in einem Zimmer allein.

Der Fremde hielt sein Auge fest auf dem Jünglinge. „Wer weiß," sagte er endlich, um das Gespräch anzufangen, — „ob wir nicht bestimmt sind, Einer des Andern Retter zu werden?"

Reinhold schüttelte den Kopf zu dieser Versicherung; aber der Fremde fuhr fort: „Was hatten Sie dort in dem Hause zu suchen, aus dem Sie kamen?" Reinhold erzählte, und der Fremde, mit lächelnden Blicken voll Wohlwollen, hatte nie genug. Er ließ sich immer fort erzählen, von Reinholds Eltern, von seinem Leben im väterlichen Hause, von dem Unterrichte, den er genossen hatte; und nun fieng sogar der Fremde an, bei einem Glase sehr guten Wein, wobei seine gute Laune immer mehr stieg, den jungen Menschen ordentlich zu examiniren.

„Das ist Schade," sagte er nun — „Schade! sehr Schade! aber dem ließe sich abhelfen. Sehen Sie, lieber Masbach, ich bin ein armer Teufel, ärmer, als Sie." — Er legte die Hand

an die Stirn. — „Aber das hat mich gerührt, daß Sie mir mittheilten von Ihrer Armuth. Ich habe ein kleines Kapital, zwar nicht mein, mir anvertraut von einem andern armen Teufel; das kann ich Ihrem ehrlichen Gesichte wieder anvertrauen. Das, mit Ihrem Sümmchen zusammen genommen, wird auf ein Jahr zureichen; und in einem Jahre, sehen Sie, hat sich viel geändert; Sie geben mir es wieder, oder wir sehen, wie wir's sonst machen."

Hier stand der Fremde auf. Ein Schneider mußte kommen, und Reinhold war in vier und zwanzig Stunden sehr einfach, aber doch anständig gekleidet, besaß ein Stübchen, gieng wieder zum Prorector, wurde nun eingeschrieben, da er erklärte, er hätte Hülfe gefunden. Dann schüttete der Alte seinen kleinen Geldbeutel mit zehn Goldstücken auf den Tisch, hieß das den jungen Menschen nehmen, versprach nach einiger Zeit wieder vorzufragen, und nahm freundlich Abschied von Reinhold, nachdem er ihm einige Vorsichtigkeitsregeln gegeben hatte, worunter besonders die war: keins von den Mädchen der Stadt, und wären ihre Kleider noch so schneeweiß, für Engel anzusehen. Dann ging er.

Reinhold lernt den Bettler näher kennen.

Wie der Fremde die Thüre zugemacht hatte, sonderte sogleich Reinhold die zehn Goldstücke von seiner übrigen Baarschaft, entschlossen, nur im äußersten Nothfall den fremden Schatz anzugreifen. Der Prorektor erzählte die kleine Begebenheit, welche er mit ihm gehabt hatte, und nach einigen Tagen schon gab Reinhold Unterricht in einigen Häusern. Es ergab sich, daß dieser blöde, hübsche Mensch sang, wie ein Engel, und das Klavier vortrefflich spielte. Er hatte nicht nöthig, seinen goldenen Schatz anzugreifen, und dennoch gab er ihn auf einmal weg.

Auf einem einsamen Spaziergange redete ihn ein alter Mann bei seinem Namen an, und bat ihn, mit in seine Wohnung zu gehen. Reinhold folgte ihm in einen Winkel der Vorstadt, in ein Hinterstübchen, aus dem ihm sogleich die verpestete Luft der Krankheit entgegen schlug. Mann und Weib und ein Kind lagen auf Stroh; drei andere Kinder jammerten nach Brodt. Reinhold sah den Jammer; er gab, was er bei sich hatte. Er erklärte, daß er selbst arm sey, und ging mit dem Versprechen, wieder zu kommen.

Er ging nach Hause. Vater und Mutter, und ein Kind, und Niemand, der sich ihrer annimmt! Das ging ihm unaufhörlich im Kopfe herum. Er nahm von seinem Schatze ein Goldstück, und

brachte es seinen Armen. Die Dankbarkeit der unglücklichen Familie, der Anblick, wie diese kleine Summe zur Hälfte schon für die Miethe des Stübchens hinging, bewegte ihn noch mehr.

Er hohlte noch ein Goldstück. Der Alte mischte sich hinein. Er zeigte dem Jüngling, daß alles das nicht hinreichte, diese Familie gegen das höchste Elend zu schützen. Der Kranke war ein Handwerker. Er bedurfte Arznei, dann Kleider, dann seine Werkzeuge, die versetzt waren, dann eine kleine Einrichtung. Kurz, nach vierzehn Tagen war der ganze goldne Schatz vergriffen, und die Familie gerettet.

Reinhold sprang vor Freuden hoch auf, da er den Mann in seiner Werkstatt sah, und die Kinder gesund, und das junge Weib in reinlicher Kleidung am Spinnrade; aber der Schatz lag ihm auch auf dem Herzen. Er gab ein Paar Stunden mehr, und aß die Woche ein Paarmal kalt; und wie sein Freund zu ihm ins Zimmer trat, hatte er schon ein Goldstück zurückgelegt.

Man kam bald auf das Geld zu reden. Reinhold erzählte unverhohlen. Der Alte schüttelte stumm den Kopf, ließ sich das eine Goldstück zeigen, und sagte nichts. Dann vernahm er ihn über die weißgekleideten Engel. Reinhold antwortete, daß er seine Lehre befolgt hätte, jetzt aber — er erröthete, er stockte — Eifrig drang der Bettler in ihn, und Reinhold gestand, daß

eine seiner Schülerinnen im Singen — doch ein Engel wäre.

Hier aber wurde der Fremde sehr eifrig, und drückte sich über die Mädchen in den stärksten Ausdrücken aus. Er untersagte Reinholden den Unterricht im Singen ganz und gar, und schoß ihm aufs neue zehn Goldstücke vor. „Sie sollen hier lernen, nicht lehren, Masbach,“ sagte er, „das zerstreut Sie. Die Natur, die Aussicht dort herab vom Berge, die Musik — und Sie müssen ein Instrument haben, — und die Dichtkunst, Reinhold, das sind die Engel, die Sie anbeten müssen. Die Liebe, junger Mensch, steht nur am Ende Ihrer Laufbahn mit dem Lorbeer des Ruhms und dem Myrthenkranze in der Hand.“

Nach einer Stunde hatte Reinhold ein schönes Instrument auf seinem Stübchen. Er sah den Fremden, der noch immer seinen abgetragnen Rock trug, mit großen Augen an, und noch größern, da er an das Instrument trat, und ein Paar kräftige Gänge in fremden Akkorten machte, und dann in eine leise, schöne Melodie fiel, die mit Wehmuth schloß.

Dann mußte ihm Reinhold vorspielen. Sie waren mit einander zufrieden.

Am andern Morgen trat Reinhold seine Reise mit dem Fremden an; denn er wollte ihn auf ein Paar Tage besuchen. Das Dörfchen, wo

der Alte wohnte, war einige Meilen von der Stadt. „Sehen Sie, Reinhold,“ sagte der Alte, da sich vor ihren Augen ein schönes Thal aufthat — „da liegt mein Haus.“

Reinhold sah seinen Freund aufs neue an; denn das Haus war kein Palast, aber ein wunderschönes Gartenhaus, im italiänischen Geschmack. Es lag an dem Abhange eines Hügels, der mit Wald bewachsen war, hoch genug, um die Aussicht in die schöne, weite Gegend zu haben, mit einem großen Garten umgeben. Unter einem Säulengang, der vor dem Hause weggieng, saß — ein Mädchen und arbeitete. Sie kam ihrem Vater, wie sie die Stufen zu diesem Portikus hinauf stiegen, entgegen. Sie gab ihm die Hand, und dann sah sie lächelnd auf den jungen Menschen, den ihr Vater bei sich hatte. „Das ist mein junger Freund Reinhold,“ sagte der Alte — „und das ist meine Tochter Anne.“ Das Mädchen bot mit einem freundlichen Neigen dem jungen Menschen eine schöne, runde, weiche Hand, und Reinhold dachte: wenn das nicht der Engel ist, den ich meine, so giebts gar keinen auf der Erde.

Es war etwas Wundersames in dem Mädchen, das Reinhold sich durchaus nicht enträthseln konnte. Endlich sah er, es war das ungewöhnliche ihrer Kleidung, das Einfache in ihrem Betragen.

Anne — wie soll ich sie beschreiben? — trug eine weite, fast priesterliche Kleidung von Musselin, die ihre ganze Gestalt züchtig verhüllte. Das blonde Haar hieng ihr, leicht gerollt, mit einem Bande durchflochten, um die Schläfe und von hinten in einen Knoten aufgeschlagen: für die damalige Zeit eine ganz ungewöhnliche Kleidung; aber das Mädchen wußte gewiß nicht, daß sie anders gekleidet war, als die andern Mädchen. Sie hatte kein anderes Mädchen von ihrem Stande gesehen.

„Sey'n Sie mir hier willkommen, Reinhold!" so unterbrach der Vater des Mädchens den staunenden Jüngling — „Ich heiße Bernhard. Und, Anne, wir haben Hunger und Durst." Sogleich schwebte Anne in das Haus. In ein paar Minuten war ein Tisch gedeckt, unter dem Säulendache, mit Blumen geschmückt; und nach zehn Minuten saß die Familie, zu der sich noch eine alte ehrwürdige Frau gefunden hatte, in freundlichem Geplauder um den Tisch her. Ein junges hübsches Mädchen, in Annens Alter, theilte mit Annen die Bedienung der Gäste.

So kam der Abend heran. Sie giengen hinein. Bernhard wies seinem Helden ein Zimmer an. Man sagte: gute Nacht! und ließ den Jüngling, der nicht wußte, war es Zauberei, die ihm begegnet war, allein.

Mit der Sonne war das Haus wach, und Alle versammelten sich wieder unter den Säulen zum Frühstück, das aus einer Schaale Milch bestand. „Nun, Anne, zeig meinem Freunde doch den Garten und die Gegend umher!“ sagte Bernhard, „Ich habe ein Paar Stunden zu thun.“ Sogleich schürzte Anne ihr langes Kleid bis an die Knöchel der Füße auf, setzte einen Strohhut auf das blonde Köpfchen, zog ihre Handschuhe an, hieng an den Arm ein Körbchen, seltene Pflanzen zu sammeln, und sah Reinholden mit einem liebreizenden Lächeln an.

Sie gingen. Still und blöde ging er an der Seite des lächelnden Mädchens die Terrassen hinab, die in das Thal führten; aber er ließ sie doch einen Fuß breit vor sich her gehen. Er fühlte sich in dieser Minute so unbeholfen, so blöde, so ohne Gedanken; desto mehr aber bewunderte er das Mädchen, das so leicht vor ihm daher schritt, als schwebte sie; bewunderte, daß sie Worte finden konnte, und so schöne Worte, die fast Poesie waren, um ihm die Gegend zu beschreiben.

Aber nun führte sie ihn, von Zeit zu Zeit muthwillig auf ihn zurücksehend, durch eine Tannenallee hinauf, immer höher, und die Farbe ihres Gesichts wurde purpurner, und das muthwillige Lächeln verwandelte sich in ein sanftes, dann in eine freundliche Wehmuth. Sie wollte ihn mit der unbeschreiblich=erhabenen Aussicht von der höchsten

Spitze der Gegend überraschen. Da faßte sie seinen Arm, und bat ihn, langsam zu gehen, und auf einmal schob sie ihn hinter einem dicken Gebüsche hervor in die Pforte der erhabensten Natur. Da stand sie vor ihm, die Gegend, der Olymp mit seinen Göttern, vor ihm das unermeßliche Thal, durch das sich der Strom, wie ein glänzendes Diadem schlang, rechts die dicken Wälder, links hinab die Weinberge, die in dem fernen See sich abspiegelten; und in blauer duftiger Ferne die Gebirge des südlichen Deutschlands. Und der tausendfarbige Regenbogen des Herbstes lag über der Natur; und das blaue Gewölbe des Himmels durchschiffte niedrig ein Adler nur, und die ferne See ein Paar weiße Seegel. Da mußte sich Reinhold abwenden von dem Mädchen, denn der Anblick eines Menschen hätte die erhabenen Empfindungen seiner Seele durchschnitten, und wäre es seine Geliebte gewesen.

Aber Anne störte die überfüllende, selige Empfindung seiner Brust mit den Worten: „Nun, was sagen Sie?“ Da drückte er ihre Hand, stumm, stark, damit er nicht reden durfte, und dann wendete er sich wieder ab, und er beneidete dem Adler den stillen Flug durch den Himmel. Und nun wendete er sich zu Annen, und sagte mit schimmernden Augen: „O, wenn ich alles verloren habe, was ich je liebte, so trete nur vor das verweinte Auge die Erde mit dem Him-

mel so überdeckt, so! — dann werde ich dennoch glücklich seyn."

Ein Kompliment war das nicht, das er Annen machte. Aber er wollte auch keins machen, und Anne fühlte dennoch bei diesen Worten ein Wohlwollen gegen ihren Begleiter erwachen, das sie im Vertrauen näher an ihn zog. Sie nahm freiwillig seinen Arm, da sie zurück gingen.

Und in Reinholds Seele verschwand alle Furcht, alle Blödigkeit. Er erzählte Annen von seinem Dorfe, von Walen, von seinem Hügel, von den Spielen seiner Phantasie, von seiner Kindheit, von seiner sanften Mutter, von seinem ernsten Vater, von seiner Reise vom Hause, seinen Träumen unterweges. Und die beiden unschuldigen Kinder setzten sich unter einer Eiche an einen wilden Rosenstrauch, und Anne pflückte einen blühenden Zweig von dem Strauche, und ehe sie ihn mit den Dornen in ihre blonden Locken schlang, schenkte sie Reinholden die schönste Knospe, seine Erzählung mit den Idyllen aus ihrer einsamen Hirtenwelt vergeltend.

„O, wie gleich, wie ähnlich, Anne, ist Ihre Jugend der meinigen! Ich war so einsam, und doch so glücklich! Ich stand so froh in der Ferne und sah den Spkelen der Knaben und Mädchen aus dem Dorfe zu, und ich liebte sie alle noch, mit denen ich als Kind gespielt hatte — alle! Und denke ich daran, wie jetzt, oder stehe ich vor

einer schönen Aussicht, wie vorhin, oder rede ich mit einem — Engel hätte er fast gesagt — wie jetzt, so erklingt meine Kindheit in meiner Seele wieder, wie der Ton einer Glocke lange nachsummt in leisen, schönern Tönen, wie jetzt! jetzt!"

Anne rückte ihm näher, wie er das sagte, wendete ihr Gesicht ganz zu ihm und sah ihn aufmerksam an, und sagte dann mit leiser, schöner Stimme: „Das kenne ich, o das kenne ich! Und dieses Beben in der innern Seele wird eine Sehnsucht — nicht wahr? nach etwas, das man nicht kennt, nach etwas, das man mehr liebt, mehr lieben möchte, unendlich lieben möchte, mehr als die Kinder, mit denen man spielte, mehr als das Frühjahr, was die Lerche, die Nachtigall, die Veilchen, die Insekten zurückbrachte — nicht wahr? Man schaut in die Wolken, als hätten es die Wolken verborgen; man sucht es in jedem stillen Thale — auf der Schalmei des Hirten in der Ferne erklingt es. Jedes Seegel auf dem See bringt es. Man kennt es nicht, und hat es doch in der Brust, in der Seele — nicht wahr? Ich locke es, wenn ich spiele, wenn ich singe, was ich auf dem Klavier phantasire — nicht wahr? Mein Vater sagt: Es sey die Sehnsucht nach Gott, nach dem Ewigen, Unvergänglichen. „Aber Gott," setzt er dann hinzu — „giebt dem Kinde die Blumen, dem Mädchen die schöne Natur und die Musik, dem Erwachsenen die Freundschaft,

dem Weibe die frohe Thätigkeit, der Mutter das geliebte Kind, dem Greise das Grab, und nach dem Grabe finden wir ihn selbst, Gott!" "

Reinhold sann darüber nach, ohne Annen anzusehen. „Und den Ruhm nannte er nicht?" fragte er und — er sann nach, inniger nach, und in seinem Herzen erklang wieder der Silberglockenklang seiner Träume unter der Eiche auf seiner Reise.

In Annens Seele erklang auch ein süßer Ton aus einer andern Welt. Sie saßen stumm neben einander, bis die Heerde, die vor ihnen vorüber trieb, sie erinnerte, zurück zu kehren.

Der verbotene Baum des Paradieses.

Wie sie beide an das Haus kamen, empfing sie Bernhard. Anne ging sogleich, die Küche zu besorgen, und Reinhold stand auf der oberſten Stufe des Säulengangs, als wollte er eben wieder herabtreten.

Bernhard fragte ihn: „was ist Ihnen, Reinhold?"

Reinhold strich die braunen Locken aus den Augen, und sagte: „Ich muß allein seyn. Meine Brust ist so voll."

„Nicht wahr? Sie waren mit Annen auf

dem Bühel? die Aussicht reißt die Seele aus den Fugen!"

Reinhold schüttelte den Kopf; aber zu ehrlich zu einem verbergenden Stillschweigen, sagte er: „Das nicht allein!" Doch da Bernhard nicht fragte: „was denn noch?" so ging er hinab, und verlor sich im dunkeln Gebüsch. Und hier fingen auf einmahl alle Stimmen seines Wesens an zu klingen. „O," sagte er: „mir haben es die Wolken nicht verborgen! Kein Thal verhüllt es, wornach ich mich von heute an sehne!" Er warf sich unter einen Baum, da träumte er von dem, wovon Anne sprach.

Anne war schon zehnmal gekommen, um noch etwas am Tische zu machen. Sie sah jedesmal in den Garten hinein. „Dort ist er hingegangen, Anne," sagte der Vater: „geh, hohle ihn!"

Sie flog. Sie fand ihn, sie half ihm empor, und da kamen sie Arm in Arm aus dem Gebüsch. Der Vater lächelte. Nach Tische sagte Bernhard: „Damit Sie hier etwas thun, Reinhold, so geben Sie Annen im Singen Stunde; sie hat einen guten Anfang gemacht."

Anne stand sogleich auf, fertig, dieselbe Minute anzufangen, und Reinhold, dessen Gesicht bei den Worten des Vaters sich mit einer freudigen Röthe überzogen hatte, nahm Annens Hand, und sie giengen. Der Vater lächelte.

Sie giengen, und als Anne ein Lied an das

erste Blümchen des Frühlings sang, mit ihrer schönen Stimme, die in Reinholds Seele einen Ton nachließ, der nicht wieder aufhören sollte zu klingen: da trat der Vater leise in das Zimmer, und nahm seinen Platz an der Thüre, hinter ihnen.

Reinhold sagte kein Wort zu Annens Gesange; aber sie hatte nie schöner gesungen, als eben heute. Der Vater mischte sich hinein, und nun hob denn doch eine Art des Unterrichts an.

„Reinhold," sagte der Vater, „wenn dein Unterricht mit deinen Schülerinnen nicht besser gegangen ist, als hier —"

Reinhold ergriff des Vaters Hand. „Vielleicht morgen," sagte er, „denn heute ist es unmöglich, unmöglich! Denn Annens Ton, lieber Herr Bernhard, so gar die Bewegung ihrer Lippen, ehe der Ton hervorschwebt, machen, daß ich nicht höre, nicht sehe, nicht denke. Ich bin außer mir, wie diesen Morgen auf dem Bühel."

„So ists gut, daß es Annen wenigstens nicht so geht," sagte Bernhard sehr ruhig.

„Ach Vater!" antwortete Anne mit einem tiefen Seufzer: „ich gebe mir alle Mühe."

„Ja, das sehe ich in der That. Du bist ein gutes Mädchen, ein unschuldiges Mädchen, Anne! Nun denn also morgen; oder es geht wohl besser, wenn ihr allein seyd."

Sie seufzten beide sehr tief auf. Sie hatten nicht daran gedacht; aber ihr Vater hatte es errathen.

Den andern Tag gieng freilich das Singen etwas besser, denn Reinhold sowohl als Anne hatten sich ein ganz klein wenig an die Geistererscheinung in ihrem Busen gewöhnt, an die himmlischen Lautentöne, in denen ihr Herz entzückt bebte, wenn sie oder wenn er sang. Sie waren beide so gar scheuer gegen einander geworden, und darum höflicher, städtischer sogar, je entzückender sie es fühlten, daß das, wonach sie sich sehnten, wonach beide sich sehnten bei dem erwachenden Frühling, bei dem Anblick der hohen Natur, bei dem Adagio ihres Instruments — daß Reinhold, daß Anne es waren, wonach sie sich sehnten.

Anne verhing das liebende Herz sogleich mit einem undurchdringlichen Schleier von Freundlichkeit, Ruhe und jungfräulicher Zurückgezogenheit; aber ihrem Vater konnte sie nicht verbergen, daß die Natur sie heute mündig gesprochen hatte unter dem Beben der Liebe. Der kindische Muthwillen war von dem freundlichen Gesicht verschwunden; sie lief heute zum erstenmale nicht in vollen Sprüngen und mit aufgehobenen Händen hinter einem glänzenden Schmetterlinge her, ihr Auge verfolgte nur still seine Bahn durch die Luft.

Der Vater lächelte zu dem allen, ohne noch ein Wort dazu zu sagen; aber am Morgen sagte er, wie Anne in stillem Erwarten eines glücklichen Zufalls zögerte: „Nun, Anne, willst du

nicht deinem Freunde die schönen Ufer des Flusses zeigen und deine Grotte im Felsen?“ Da — nahm sie lächelnd das Körbchen und den Hut; und sie hüpften die Terassen hinab, und der Vater lächelte hinterher, und rief: „Geht nur! geht! und das Glück sey Euer Begleiter, und die Liebe und die Tugend!“

Nun giengen sie neben einander durch die schönen Labyrinthe der Gegend, beide blöder, als den ersten Tag, und dennoch voll wachsender Liebe. Beide wußten nicht, was in ihrem Herzen verborgen war, und doch vertheidigte Anne das schöne Geheimniß ihrer pochenden Brust gegen ihren geliebten Freund. Und öffnete sich auch Reinholds Herz und Lippe unter dem freundlichen Gespräch, in ihrem liebreizenden Lächeln, wie ein Blumenkelch im warmen Strahl der Sonne; wollte er ihr sagen, was er fühlte für sie: so fing sein Herz an unbändig zu pochen, eine seltsame Furcht ergriff ihn, und eine Ehrfurcht, als sähe er Göttergestalten. Er schwieg.

Acht Tage waren so hingelaufen; da nahm der Vater einen Morgen seinen Hut, hieß den Jüngling von Annen Abschied nehmen, und machte Anstalt, ihn zu begleiten. „Schon acht Tage?“ fragte Reinhold. — „Das ist ja nicht möglich!“ sagte Anne.

„Und dann scheint mir's wieder,“ setzte Rein-

hold sinnend hinzu — „als wäre es eine unermeßliche Zeit, daß ich hier war.“

Anne ergriff ihr Körbchen; aber der Vater gab ihr ein Geschäft. Sie mußten sich trennen.

„Anne!“ sagte Reinhold, und warf seinen Blick auf sie, als wollte er ihr Bild unauslöschlich in seine Seele drücken; „Anne, es ist, als könnte ich Ihnen nie Lebewohl sagen, als wäre es nicht möglich; als sollte ich von mir selbst scheiden! als —“

„Ja, es wird Annen nicht anders seyn“ sagte der Vater ruhig — „Es wird ihr seyn, als sollte sie deine Hand nie wieder loslassen. Nicht?“

Anne erröthete, ließ die Hand des Jünglings fahren, und im seltsamen Widerspruche gestand sie ihrem Vater, daß er Recht hätte.

Sie gingen, und Anne sah ihnen nach, den Hügel hinab, und dann stahl sie sich in das dickste Gebüsch, und warf sich träumend und sehnsüchtig auf den Rasen, und dachte an ihn allein.

Bernhard fragte Reinholden, der neben ihm hergieng und stumm vor sich hinsah: „Wie ist dir denn, guter Junge? Ist dir nicht, als müßtest du umkehren? Als verließest du das Leben, das Glück, die Hoffnung?“

„Ja,“ rief Reinhold — „ja so ist's, als ginge ich aus dem Lichte des Lebens in die Nacht des Todes!“

„Laß doch hören, Reinhold; denn das sieht

gerade aus wie Liebe — was sprachst du mit ihr? Wie ist das gekommen?“

Reinhold erzählte mit kindlicher Aufrichtigkeit. Er öffnete sein ganzes Herz.

„Wahrhaftig,“ rief der Vater lebhaft, und faßte des Jünglings Hand: „das ist Liebe, diese himmlische Leidenschaft, die dein Herz erfüllt. Denn diese Unruhe, diese Sehnsucht, dieses Zittern, dieses frohe Zittern deines Herzens, wenn du Annens Stimme hörtest, ist wahrhaftig Liebe, die reinste Liebe.“

Hier schlang der Jüngling seine beiden Arme um Bernhards Hals, und rief schluchzend: „Ja, es ist die Liebe, eine unendliche Liebe, die meine Brust wie eine Flamme füllt, die ewig brennen wird. Anne ist mir theuerer, als ich mir selbst, als mein Glück. Ich wollte tausendmal für sie sterben, wie der Armenier in der Cyropädie für sein Weib. Ach, nun begreife ich alles, liebster Herr Bernhard: ich habe Annen geliebt, ehe ich sie kannte. Wenn ich in der Kindheit auf unserm Hügel lag, links die Sonne unterging, und rechts der volle Mond so sanft über dem Teiche empor stieg, und wenn alles um mich her so still war, und meine Augen sich mit Thränen füllten, und meine Brust voll unbeschreiblicher Sehnsucht war, und ich nicht wußte, warum — jetzt weiß ich's! jetzt weiß ich's wahrhaftig! wahrhaftig!“

„Nun dann? laß doch hören, Reinhold, was weißt du denn?“

„Dann habe ich Annens rührende Stimme in den Tiefen meiner Seele meinen Nahmen nennen hören! Dann erschien mir in der Seele auf einen Augenblick lang ihr Bild, in den Wolken bald, bald in der lezten Ferne!“

„Das nun wohl nicht; aber Liebe ist das, Reinhold, recht reine, unschuldige, himmlische Liebe; und schwören wollte ich, Reinhold, wenn wir Annen fragen dürften, was wir nicht dürfen. — Denn sieh, guter Junge, das Herz eines Mädchens muß seyn, wie das dunkle Heiligthum eines Göttertempels, wo die Bildsäule des Gottes steht in verborgener heiliger Stille; wie das Palladium Roms im dunkeln, innern Heiligthum ruhte, ungesehen, nur geahnt — aber wetten wollte ich, schwören, Anne würde eben das sagen, wenn wir sie fragen, wenn sie es denken dürfte.“

Hier sah Reinhold den Vater mit großen Augen an. „Nicht denken?“ sagte er tiefsinnig.

„Kaum; höchstens in stillen Träumen, in süßer Ahnung, in wehmüthiger Sehnsucht.“

„O Bernhard, Bernhard, mir könnte sie es sagen, mir! es wäre, wie die heilige Stimme in den Mysterien.“

„Sie darf nicht; sie wird nicht, sage ich dir, mein lieber Herzens Reinhold! Sie ist die Eingeweihte in den Mysterien, und alle Männer

sind die Profanen. Sie verräth das heilige Geheimniß nur Einem auf Erden, dem Manne, dessen Weib sie wird, und nur mit Zittern. Glaube mir, Reinhold, die Strahlen des stillen, verschwiegenen Mondes sind nicht keusch, nicht heilig genug, das stille Geheimniß der Liebe eines Mädchens zu erleuchten. Nur Einem, Einem dem Einzigen auf Erden, darf sie es vertrauen, dem Manne, dessen Frau sie wird."

Hier stand Reinhold still, und betrachtete den Boden mit starren Blicken. Furchtsam sagte er dann: „Ich werde vor Gram sterben, wenn — sie — wenn Anne —" mit einem schweren Seufzer setzte er noch leiser hinzu: „einen Andern liebte."

„Fühlst du das Reinhold: so ist es wahrhaftig die reinste, die wahre, die himmlische Liebe."

Und, ohne auf das zu hören, was Bernhard sagte, fuhr er fort: „Und wenn Anne mich liebt, wie Sie sagen: so würde sie vor Gram sterben, wenn sie —" hier schwieg er erröthend.

„Siehst du, wie heilig Annens Geheimniß ist, Reinhold? Du hast das Herz nicht einmal, zu sagen: wenn sie deine Frau nicht wird."

Hier faßte Reinhold Bernhards Hände, und drückte sie an seine Brust, und sah ihn an mit Blicken, die unbeschreiblich rührend waren; aber er sagte nichts. Bernhard lächelte,

und wendete sein Auge ab, das ihn verrathen wollte. Dann sagte er ruhig: „Du willst mich bitten, Reinhold, dir meine Anne zu geben? Von Herzen gern! Von Herzen gern! Dir am liebsten auf Erden!"

Da lag Reinhold an seiner Brust, mit ängstlichen Athemzügen, mit fallenden Thränen, mit langen Seufzern. „Wie gesagt, recht gern, Reinhold! denn, wie ich glaube, würde das meine Anne recht glücklich machen; aber — sieh — du bist noch nichts, hast noch nichts. Wäre ich reich — das bin ich nicht; denn nach meinem Tode fällt alles, was du dort als mein Eigenthum gesehen hast, an den wahren Besitzer zurück, und Anne ist so arm, wie du — wäre ich reich: nun dann, sogleich! Wir wollten umkehren, und uns nicht wieder trennen. — Du bist achtzehn Jahre, Anne funfzehn. Ehe du so weit bist, daß du eine Frau ernähren kannst, laufen noch Jahre dahin, guter Junge! Du könntest Annen vergessen —"

„Vergessen?" rief Reinhold auffahrend — „Vergessen? — Wie? So schwöre ich" — er hob die Hand hoch gen Himmel.

„Oder das Unglück verfolgte dich, wie tausend Andere, guter Junge, jagte dich über die Erde, in einen fremden Welttheil, oder — kurz, Reinhold, wenn dir das Glück wohl will, und Anne, Anne liebt dich würklich; so — hab ich nichts

dagegen. — Aber nun, mein Sohn, schlag ein! schlag ein! Anne darf nie erfahren, daß du sie liebst; du darfst Annen nie fragen, ob sie dich — nicht bitten, daß sie dich liebt."

Reinhold schlug nicht ein; er sah den Alten fragend an.

„Denn sagte sie dir, oder sagtest du ihr, daß ihr Euch liebtet: so wäre sie dein, so — Reinhold, und machte dich das Unglück zu dem Ziel seiner Pfeile: so würde Annens Herz sich den Pfeilen entgegen stellen. Und möchtest du das, guter Junge? Möchtest du, daß Anne das Unglück eines dunkeln Lebens, den Mangel, die Armuth mit dir theilte? — O, das thäte sie gern, wenn sie dich liebte, — aber möchtest du, daß sie allein vergehen sollte unter deinem Kummer, den sie nicht einmal theilen könnte, dürfte? Denn eher könnte sie doch dein Weib nicht seyn, ehe du sie nicht ernähren könntest."

„Mein Gut in Walen, liebster Vater."

„In Walen? Mein Sohn, das sprach die Liebe nicht, denn die Liebe muß den Menschen erheben, nicht eigennützig, nicht habsüchtig machen. Dein Vater in Walen kann sich nicht einmal ernähren, und er sollte dich und dein Weib ernähren? oder wünschest du ihm den Tod?"

Hier schauderte Reinhold zurück. Aber nach einer Pause sagte er: „Liebster Vater — denn von jetzt an muß ich Sie so nennen — war-

um soll mir's denn so unglücklich gehen in der Welt? warum denn? Ich kann entbehren; und wenn nur Anne, ach diese theure Anne, nur glücklich wäre: o was wollte ich mir nicht gefallen lassen um den Besitz des, o des — himmlischen Engels!"

Ließest du dir eine Beleidigung gefallen, Reinhold, um Annens Willen — ertrügst du eine Beschimpfung, um die Stunde zu beschleunigen, da sie deine Frau würde — legtest du nicht sogleich dein Amt, und wäre es das reichste, daß ehrenvollste, nieder, sobald dein Vorgesetzter oder dein Fürst eine, auch die kleinste, Ungerechtigkeit von dir verlangte — verschwiegst du nur einmal die Wahrheit, die dich verderben könnte, weil sie einen Mächtigen beleidigte, um Annens Willen — und gäbe es noch einen unschuldigern Engel auf Erden, als sie: — so würde ich zwischen Euch treten, ich, der zürnende Vater, ich würde deine Hand aus ihrer reißen, als wäre deine Hand voll Pestbeulen; dein Herz würde ich aus ihrem reißen, und zerrisse ich damit die Lebensfasern ihres Seyns! So hättest du sie verloren!"

So hatte Reinhold den Alten noch nicht gesehen. Seine Figur, die sonst gebeugt war, hatte sich stolz empor gerichtet, sein Auge brannte vor tugendhaftem Zorn, seine Stimme klang, wie ein naher Donner. Aber gegen ihn richtete sich Reinhold eben so stolz empor, obgleich Annens

Vater zürnte, dennoch stolz empor. „Das meinte ich nicht,“ sagte er ruhig — „O, ist denn der Himmel mit Verbrechen zu erringen? Wie könnte sie mich lieben, wenn ich feigherzig zu den Füßen des Schicksals und des Lasters läge! Das habe ich nicht gemeint. Müßte Anne so gewonnen werden: so — fahre hin, Glück des Lebens, und laß mich vor Schmerz, aber unerniedrigt, sterben!“

„Wenn du so denkst, Reinhold, wenn du so immer denkst: so verspreche ich dir Annens Hand, wenn das Schicksal es will. Nun denn, so schlag ein: Anne erfährt nicht eher, daß du sie liebst, als bis du ihr Brodt mit deinem Herzen anbieten kannst. Schlag ein!“

„Aber wenn, lieber Vater — denn schon oft, ach liebster Freund, schon oft wollte ich vor ihr hinknieen, wie man vor einer Gottheit knieet, und ihr sagen — wenn nun ein solcher Augenblick das Geheimniß aus meinem Herzen reißt?“

„Wenn nun die lockende Sünde ein Verbrechen einmal aus dem Herzen hervor risse? Möchtest du dann Annens keusche Hand ergreifen und sagen, du wolltest sie glücklich machen?“

Da hob Reinhold seine Hand, und schlug ein. Dann sagte er flehend: „O, alle Schutzengel des Lebens, wacht über mein Herz!“

Sey du selbst dein Schutzengel, Reinhold! Und hier laß uns scheiden! Denke daran, daß Annens Herz ein fleckenloser Edelstein ist! Sey

ihr treu, Reinhold! die kleinste Untreue würde Euch auf ewig trennen."

Da mußte doch Reinhold lächeln mitten im Schmerze des Abschieds. Der Alte rief ihm noch zu: „Und besuche mich bald wieder!"

Das Glück läuft Reinholden in die Arme.

Wie Bernhard den Jüngling verlassen hatte, und er fünf Minuten allein gewesen war, und nun den Gedanken auseinander blätterte: mein! mein Weib! den der Alte ihm, wie ein unermeßliches Freudencapital, gegeben hatte; — seine schüchterne, seine blöde Liebe hätte sich noch Jahre lang mit einem lächelnden Blicke Annens beholfen, und wäre nur um den ersten Kuß ihrer frischen Lippen wie um ein Paradies hergeschlichen. — Jetzt sah er sich auf einmal im Besitz der unendlichen Seligkeit.

Was kümmerte ihn das eiserne Thor, das der Vater zwischen ihm und Annen aufgestellt hatte? Er sah es nicht. Und sah er es: so lief er zehn Schritte schneller, um desto schneller nach Hause zu kommen, seinen Plan auszuführen. Unterwegs musterte er alle Stände, alle Gewerbe, welches ihm die frühesten Hoffnungen gäbe. Alle, alle traten sie dem hoffnungsreichen jungen Herzen

gefällig entgegen. Was sollte das Leben, das Glück sich weigern? Es war ja nicht für sich, daß er wünschte, es war ja nur, die Geliebte glücklich zu machen.

Dankbar hob er den Blick in die Wolken, die das Glück auf sein Haupt herabfallen ließen. Er warf sich zu Hause an die Bücher. Anne war der Preis seines Fleißes; aber — auch das Hinderniß desselben. Den Sonnabend lief er nach Heidesloh. Anne empfing ihn mit einer süssen Freude; der Vater ruhig. Den Sonntag-Abend mußte er zurück. So trieb er es oft, und Annens Vater war der Vertraute seiner geheimen Liebe. Aber sein Zweck, den Preis der Gelehrsamkeit in kurzer Zeit zu gewinnen, wurde durch diese kleinen Reisen nicht befödert. Das sagte er sich selbst mit schwerem Herzen. Bernhard sagte gar nichts dazu.

So lief ein Jahr weg, und noch eins, und Anne und Reinhold wurden immer inniger vertraut; und die verbotene Frucht hing jetzt lokkender als jemals vor dem sehnsüchtigen Auge des Jünglings. Aber er hatte dem Vater die Hand darauf gegeben! Er blieb immer Sieger, und der Vater sein Vertrauter. Die Gefahr wuchs mit jeder Stunde. Er konnte sich es nicht mehr verhehlen; eine schwache Minute, und die verbotene Frucht war gepflückt.

Da trat Bernhard helfend hinzu. „Reinhold," sagte er — „ich vertraue dir das Herz meiner Tochter. Könntest du das Vertrauen deines Freundes so belohnen? Könntest du es?"

Da fiel Reinhold in seine Arme. „So darf ich sie nicht wiedersehen," sagte Reinhold — „denn es scheint mir jetzt fast, mein Vater, als betröge ich Annen, um Ihnen zu gehorchen." Der Vater lächelte. — „Gut denn!" sagte er; und zog einen Brief von einem seiner Bekannten hervor, und gab ihn Reinholden. Ein reicher Bankier in einer großen Stadt verlangte für seinen Sohn, einen Knaben von zehn Jahren, einen Freund, einen Aufseher, von reinen Sitten, und von Kenntnissen.

Reinhold erschrack; denn es waren gute zwanzig Meilen von Heidesloh. „Weißt du etwas besseres?" fragte der Vater. Und Reinhold nahm die Stelle an, die sogar eine nahe Aussicht auf irgend ein Amt eröffnete. Reinhold zog vor seiner Abreise zu seinem Freunde noch auf vierzehn Tage hinaus. Es kam eine Summe Geldes von dem Bankier zur Reise, und zu der ersten Einrichtung. Der seltsame Mann verlangte von seines Sohnes Freunde, den er erwartete, er sollte sich sehr gut kleiden, er sollte einen Bedienten mitbringen, um in seinem Hause völlig unabhängig scheinen zu können. Daß er es seyn sollte, dafür gab er sein Wort. Er verlangte, Reinhold

sollte unter dem Namen eines Verwandten erscheinen, und bat ihn, er möchte verschweigen, daß er bestimmt sey, die Aufsicht über seinen Sohn zu führen.

Bernhard übernahm die kleinen Geschäfte, die mit dem Allen verknüpft waren, und Reinhold sah sich nun auf einmal mitten in den Schooß des Ueberflusses und der Pracht versetzt. Seine Kleidung war reich, so prächtig, daß Reinhold den Alten zur Mäßigung rathen mußte. So lange er bei Bernhard blieb, so lange trug er noch seine einfache Kleidung, der Alte mochte sagen, was er wollte. Ein Bedienter wurde gefunden, ein ehrlicher Mann, den Bernhard genau zu kennen schien. Reinhold behandelte ihn nach zwei Tagen wie seinen Freund, so viel der Alte auch sagen mochte, es passe nicht für die große Welt, in der er auftreten sollte.

„Menschlichkeit muß passen," rief Reinhold eifrig: und dieser Mensch scheint so brav, daß ich mich schämen müßte, ihn anders zu behandeln.

„Du wirst es sehen," sagte Bernhard.

Diese vierzehn Tage waren Tage des höchsten Genusses; denn die Liebenden mußten sich nun bald auf eine lange Zeit trennen. Sie waren von dem frühesten Morgen bis an den spätesten Abend zusammen. Ach, das heilige Geheimniß ihrer Liebe hing oft auf dem Rande ihrer Lippen, wenn sie

neben einander saßen, die Hände in einander geschlagen, die seligen Blicke auf einander gerichtet.

Wegwenden mußte sich Reinhold von dem blauen, rührenden Auge Annens, das ihn zu fragen schien: „liebst du mich denn nicht?“ Aber der Vater hatte ihm die Tochter mit zweifelloser Freundschaft vertraut — tausendmal wendete er sich ab, und zog wieder neue Stärke aus diesem Gedanken in seine erweichte Seele.

„O, mein Vater!“ rief er oft — „ich will es ihr sagen, daß ich sie liebe, und dann will ich gern, gern in dem ersten Kusse der Liebe sterben.“

„Ist es nicht besser, mit Annen glücklich zu seyn, und noch ein Paar Minuten zu schweigen?“

Er schwieg; aber er sagte: „Das größte Opfer habe ich gebracht, was ein Mann gebracht hat, Vater! alles Uebrige ist gar nichts mehr.“

Die Stunde des Abschieds schlug. Der Wagen stand bepackt vor dem Hause. Anne erschien später, mit verweinten Augen und blassen Wangen. Reinhold stand gekleidet da. Der Vater trieb. Da reichte er Annen die Hand. „Leben Sie wohl, Anne!“ sagte er mit zitterndem Tone. Ein langer Seufzer war die Antwort. — „Gieb ihm den Kuß des Abschiedes, Anne,“ sagte der Vater, und legte Annens Hand um des Jünglings Nacken. Da näherte sich ihm der Mund des geliebten Mädchens und der zitternde Busen, und die Hände drückten ihn gegen das treue

Herz, und seine heißen Lippen preßten sich einen Augenblick lang auf Annens Mund. Und da schwankte Anne in ein Nebenzimmer, und der Jüngling stand fest gewachsen auf seiner Stelle, und in seiner Seele entfaltete sich eine unaussprechliche Seligkeit. Da schloß der Vater den Sohn an die Brust, und sagte gerührt: „Edler Mensch! aber siehst du, daß ich zu belohnen weiß?“ Und Reinhold kniete stumm vor dem Vater hin, und sagte leise: „o muß ich, muß ich gehen?“

„Du mußt,“ antwortete der Vater, hob ihn sanft empor, und führte ihn an den Wagen, mit sanfter Gewalt, flüsterte dann in sein Ohr: „Bleib Annen treu! denn sie liebt dich unendlich, und, mein Sohn, Annens Namen sey dir heilig! Das stille Geheimniß Eurer Liebe komme nie über deine Lippe!“ — „Nie!“ antwortete Reinhold.

Er stieg nun, wie ein Automat, in den Wagen. Er rollte fort; Tag und Nacht fuhr er, und den dritten Tag kam er vor seiner neuen Wohnung an.

Es war ein stolzer Palast, in dem er ausstieg. Ein Bedienter fragte: „Herr Reinhold?“ Man hatte seinen Taufnamen hier zu seinem Familiennamen gemacht. Er bejahete, und der Bediente führte ihn in ein prächtiges Zimmer zu dem Herrn Geheimenkommerzien-Rath Beil.

Reinhold war ohne Scheu vor alle Menschen getreten; aber vor diesem Manne ergriff ihn eine unwillkührliche Ehrfurcht. Vor diesem ruhigen, geistvollen Auge, vor diesem männlich-schönen Gesichte stand er, mit Zutrauen zwar, aber blöder, als je! Dazu mochte wohl die reiche, und doch einfache Pracht des Zimmers beitragen. Beil sah den Jüngling mit ruhigem Nachdenken an; aber sein Gesicht wurde immer lächelnder. „Sie sind mir sehr willkommen, lieber Reinhold!" sagte Beil — „Ich hoffe, Sie sollen hier zufrieden leben. Ich will Sie in Ihr Zimmer bringen." Er führte ihn eine Treppe hinauf; ein Bedienter öffnete eine Thüre, und Beil führte den Jüngling in eine hübsche Entree, dann in zwei sehr schön möblirte Zimmer. „Dies ist Ihre Wohnung. Sie geht hier auf die Gasse, und jenes Zimmer in den Garten. Sie werden, denk ich, so früh nicht gern der Natur ganz entbehren wollen."

„O, wie könnte ich!" Antwortete Reinhold mit Wärme: „wie könnte das ein Mensch?"

„Wenn man muß, und wenn man will, weil man sollte," antwortete Beil leicht. Reinhold erröthete ein wenig. „Wir halten uns hier mit einer Thätigkeit schadlos, lieber Reinhold, die auch, glauben Sie mir, ihre guten Seiten hat. Wollen Sie Sich ankleiden? Sie müssen der Haus-

mutter ihre Visite machen." Er bückte sich und gieng.

Da hatte er schon einen Verweis. Er nahm sich vor, seine Sache besser zu machen. Er kleidete sich an; das war die erste Visite, die er machen sollte. Beil führte ihn zu seiner Frau. Eine junge, schöne Frau kam ihm freundlich entgegen. Er beugte sich tief, dann gegen ein junges Mädchen, das in einem schönen Morgenanzuge war. Er setzte dem Mädchen einen Stuhl, da Er sich setzen sollte. — „Besorge Sie das Frühstück hieher!" sagte Beil. Es war die Jungfer. Niemand hatte seine Unschiklichkeit bemerkt; aber er war doch warm geworden auf den Wangen. Dann kam ein liebenswürdiger Knabe, der Sohn, ins Zimmer. Reinhold wollte sich an das Kind machen, nicht weil er sein Aufseher werden sollte, sondern weil der Knabe ein Engel war. Beil gab schnell dem Kinde ein kleines Geschäft, und sagte dann, mit einem freundlichen Tone des Vertrauens: „Darf ich Sie bitten, lieber Reinhold, meinen Jungen sich, wie es billig ist, um Ihre Bekanntschaft bewerben zu lassen?"

Der zweite Verweis! Ach, wie sehnte er sich zu seinem edlen Bernhard, dem alles recht war, was das Herz that! wie zu Annen, die heilig war, wie die Natur, und ohne alle Formen, welche die Mode erfunden hat!

Den Mittag führte ihn ein Bedienter in den Eßsaal. Er glaubte, eine große Gesellschaft und ein Fest vor sich zu sehen; aber so war es alle Tage. Ihm wurde ein Graf präsentirt, ein Paar Offiziere, ein Justizrath, ein Paar Künstler und ein Gelehrter, die übrigen waren aus der Familie. Er war ängstlich; er wurde ungerecht gegen diese Menschen; aber er mußte sich nach Tische gestehen: daß diese Gespräche, von Zeit zu Zeit, sehr belehrend waren; doch dachte er mit tiefer Wehmuth an seine Wälder in Heidesloh.

Am Abend ließ Madame fragen, ob er mit ihr ins Schauspiel fahren wollte; er wußte nicht, sollte er nein oder ja sagen. Er fuhr endlich mit ihr. Madame saß allein mit ihm in dem Wagen, allein mit ihm in der Loge. Auf ein Stündchen kam noch endlich ihr Mann, und erlöste den armen Menschen von einem sehr steifen tète à tète.

Noch immer war gar nicht die Rede von dem Knaben, den er unterrichten sollte. „Sie müssen erst eingewohnen unter uns, lieber Reinhold,“ sagte Beil mit aller Güte. „Ich werde es auch gern sehen, wenn Sie sich selbst einen Kreis von Vergnügen schaffen, lieber Freund! Ein junger Mann will die Welt anders genießen, als ich und meine Frau.

Hier legte er ihm eine Rolle Geld auf den Tisch. „Das zahle ich Ihnen alle drei Monate. Sollten Ihre Bedürfnisse größer werden: so wer-

den wir ja eins werden. Lieben Sie Musik: es giebt hier Konzerte. Sind sie musikalisch?"

„Ja, Herr Geheimerath! Ich spiele, denke ich, recht gut."

Beil lächelte. Hier würde jeder junge Mensch geantwortet haben, und zwar mit einem Achselzucken: „sehr wenig!" um dann bei Gelegenheit mit seinem Spiele zu überraschen. „Warum aber spielen Sie denn nicht?"

Reinhold sah ein sehr prächtiges Instrument an, das im Zimmer stand. Jetzt öffnete er es zum erstenmal. Beil legte ihm Noten vor. Reinhold spielte. Beil blieb horchend stehen, und ging dann, seine Frau zu hohlen. Sie überraschten den jungen Menschen, der sich allein glaubte, bei einem Adagio, wozu er sang. Es war Annens Lieblingsgesang. Er hatte Thränen in den Augen.

„In der That, Sie sind Mann für Ihr Wort," rief Beil — „Sie spielen vortrefflich." Er mußte mit Madame Beil eine vierhändige Sonate spielen; dann mit ihr ein Duett singen. Er hätte das um keinen Preis mit Annen gesungen; denn es war die heißeste Liebeserklärung, und die Geheimeräthin sang sie mit allem Feuer der Liebe, mit Blicken voll Liebe auf den schönen Jüngling. Madame Beil sagte ihrem Manne französisch: „Er hat eine Engelstimme; aber er versteht nicht, was er singt." Er verstand, was sie sagte. Er

erröthete für sie, und er konnte sie nicht mehr ansehen, da sie hinzusetzte: „ich will ihn in die Schule nehmen.“

In seiner Seele war etwas für die schöne Frau, was der Verachtung sehr ähnlich sah. Er begriff nicht, wie der Mann so ruhig dazu lächeln konnte. Und doch hatte er sich geirrt. Er fand nachher zu seinem Erstaunen, daß ihr Ruf so rein war, wie ihr Herz. Es war eine edle Frau. Er gewöhnte sich wohl an die Leichtfertigkeit des feinen Lebens; aber ihm selbst wollte der Ton nie gelingen. Er sang ein Solo voll Liebe, mit Tönen, die jedes Herz zu süßem, sehnsuchtsvollem Beben brachten; aber in einem Duett sang er nichts als die Noten, und er begriff schlechterdings nicht, trotz allen Gründen des Geheimeraths, daß er anders seyn dürfte.

Bei allem, was er that, dachte, trieb, wünschte, hatte er nur seine Anne in den Augen. Er legte das Geld, das er erhielt, größtentheils zurück, und für Annen. Er hätte in der That reich werden können in Beils Hause; aber der Himmel mochte wissen, wie es zuging — hatte er einen kleinen Schatz: so erzählte die Geheimeräthin am Tische irgend eine Trauerbegebenheit, die Leiden einer unglücklichen und tugendhaften Familie. Aller Augen schwammen in Thränen, seines zuerst.

„Sehen Sie doch einmal nach, lieber Reinhold,“ sagte der reiche Bankier, und gab ihm

einen Dukaten für die Familie mit. Er ging, er sah; der Dukaten reichte nicht, er gab, gab, bis er wieder so arm war, als vorher. Und dann schwor er, er wollte nun auch seine Brust gegen das Elend verschließen. Aber dann schickte ihn Madame in ein Haus des Elends, mit ein Paar schmeichelhaften Worten: „Sie haben ein weiches Herz, Reinhold; meine Leute wissen nicht zu geben; sie geben so rauh, wenn sie geben. Aber Sie, Sie geben menschlich." Er konnte es ihr nicht abschlagen. Er ging, und gab, und wenn Madame die armen Menschen ganz vergessen hatte, oder verdrüßlich sagte: „o, mein Gott, nimmt denn das kein Ende? Reinhold, Sie sind ein lieber Verschwender!" so schwieg er, und gab, und — er verkaufte eine goldene Uhr, die ihm Beil gegeben hatte, und ließ sich belächeln und bespotten.

Seinen Eltern sandte er auch, ach, mit welchem kindlichen Herzen! Oft mußte er Geld fodern, und Beil gab ihm mit einer Vermahnung, besser Haus zu halten; die aber so väterlich war, so sanft, als wäre er der geliebte Sohn Beider gewesen.

Manchmal konnte er sich selbst nicht in sein Verhältniß mit dem Bankier finden. Er liebte den Knaben; aber so liebte er Alle im Hause, und mit dem Unterrichte hatte er fast nichts zu thun. Er mußte zuweilen mit Madame spielen, oder

singen. Er wurde wie ein Sohn gehalten. Das fing an ihn sogar zu ängstigen.

„Pfui, Reinhold, Sie sind ein Geizhals!" sagte Madame — „von allem das Schlimmste, was ein junger Mensch seyn kann. Warum spielen Sie nie an meinem Tische?"

„Ich spiele überall, weil ich muß, liebste Frau Geheimeräthin. Ich habe kein Glück, und Sie spielen zu hoch."

„Giebt Ihnen denn mein Mann kein Spielgeld?"

„Er giebt, Madame, er giebt mir reichlich, sehr reichlich."

„Sagte ich es nicht, daß Sie ein Knicker sind? Sie sammeln, nicht wahr, Sie sammeln?"

„O Madame," sagte er mit funkelnden Augen — „ich wollte, ich könnte sammeln. Ich bin nicht — reich; aber wäre ich es, Madame, wäre ich reich, wie Ihr Herr Gemahl: so würde ich doch zittern, einen Louisd'or zu verspielen."

„Pfui! sehen Sie wohl! Pfui! wo lassen Sie denn das Geld?"

Hier sah er sie mit seinen Taubenaugen so fromm an; er wollte ihr keinen Vorwurf machen, daß er ihre Armen, die sie ihm zuwieß, damit glücklich machte, wenn sie sie vergessen hatte. „Ich wende es nicht übel an," sagte er leise, mit wankender Stimme. Madame Beil drehete sich ab, und ein Paar Worte, die sie noch sagte,

klangen so weinerlich, und wie sie sich umdrehete, sah er einen Schimmer in ihrem Auge, der aussah, wie eine Thräne, die zerflossen war. Madame, mit einer Bewegung, die wie Ueberraschung schien, streichelte ihm über die Wange.

Die Versuchungen.

„Aber, meiner Treu, Reinhold," — sagte Madame, — „an Ihnen ist doch alle Erziehung verloren. Sie sind liebenswürdig, Sie sind gut; aber wahrhaftig aus der Zeit der Banisen. Oder, mein edler Herr, Sie haben eine eifersüchtige Geliebte?"

So war er noch nie erröthet, als bei dieser Frage. „Sehen Sie, ich habe da der schönen Amalia Stundenlang von einem jungen Mann erzählt, den wir alle hier im Hause verziehen, wie schön er singt, wie schön er spielt — nur nichts Vierhändiges — wie weich, wie warm sein Herz ist, wie viel er weiß; so gar Arabisch, sagte mein Mann neulich — und welche schöne Verse er macht; denn dahinter bin ich neulich erst gekommen — Sie sollen mir auch ein andermal die Frage beantworten, wer das Mädchen ist, an das sie ihre Verse machen. — „O wie erröthete er wieder! — — „Nun, das erzähle ich Amalien, und Amalie ist begierig, meinen Vogel Phönix

zu sehen, und ich setze Sie, Sie, mein edler Herr, zu dem schönsten Mädchen der ganzen Stadt. — Für den Sitz hätten mir die jungen Herren Königreiche geboten, und Er da — sieht er nicht noch jetzt aus, als hätte er Recht dazu; — und er redet mit dem alten Professor von dem — was wars?"

„Von den Ruinen von Palmyra."

„Recht! recht! und am Abend, — denn der Ball war um Ihrentwillen angestellt, mein schöner Herr! Ich bitte Amalien, Sie zum Tanz aufzufordern, und der Herr ist so gütig, nicht nein zu sagen; aber, du guter Gott, welch ein Tanz! Beim Walzen hält er sie mit spitzen Fingern, als wäre sie der Wagen mit vier Pferden aus einem Kirschkern hier auf dem Kunstkabinet. Er soll ihr den Handschuh zubinden, und der theure Herr läßt das schönste Mädchen des Landes da stehen, und holt mich zu dieser Arbeit, die für ihn bestimmt war! — Nicht wahr, Reinhold, Sie haben schon eine Geliebte? Nicht geläugnet!"

„Ich bin gewiß: Sie scherzen, Madame," sagte er sehr ernsthaft.

„Wie so? Wie so?"

„Sie werden mir zugestehen, Frau Geheimeräthin, daß ich Ihr Geschlecht am meisten ehre, wenn ich diese Frage für Scherz halte."

„Wenn sie," fing Madame in einem ganz andern Tone an — „wenn sie aber nun Ernst wäre? Wenn es Theilnahme an Ihrem Glück wäre, Reinhold? Wenn es Freundschaft wäre, Reinhold, die Ihnen ein Geheimniß entreißen will; oder doch es mit dem Freunde theilen möchte? Wie denn? Und trauen Sie mir so viel Freundschaft nicht zu?"

„Ich habe keine Geliebte," sagte er noch ernster — „aber hätte ich eine, die mich liebte: so — ich würde mich ja selbst so viel achten, Madame, nie eine andere Antwort zu geben, als: Sie scherzen." Er sah sie hier so treuherzig bittend an, daß sie das Gespräch endigte.

Aber Amalia, die reizende Amalia, war jetzt alle Tage in dem Hause des Geheimeraths, und sie drängte sich mit zartem Anstande an den Jüngling, den der Geheimerath und seine Frau für das höchste Ideal der männlichen Güte und Unschuld ausgaben. Reinhold mußte gestehen, daß sie Geist hatte, daß sie schön war, daß sie gut, daß sie edel war; aber es war, als hätte er von der Mutter der Grachen gesprochen: so ehrerbietig drückte er sich über sie aus; aber auch so ruhig, und so behandelte er sie auch, wie ein Heiliger einen Engel.

Madame — der Himmel mag wissen, worauf sie es angelegt hatte — Madame gab zuweilen einen Abend, den sie ihr Utopia nannte, an dem sie

nur Kinder und junge Leute von beiden Geschlechtern bat. Reinhold nannte diese Abende, die er eben so sehr liebte, als die schöne Frau von Hause, sein Eldorado; und nie war er fröhlicher, als wenn der Schwarm Kinder, die ihn liebten, ihn umlagert hatten. Amalia hatte ebenfalls die Gabe, die Kinder an sich zu ziehen. Man spielte Pfänder, und Madame foderte zum erstenmale einen jungen Menschen zu einem Kusse auf. Weil konnte das Spiel um Küsse nicht leiden. — Der junge Mensch foderte ein Mädchen auf; das Mädchen einen kleinen Knaben, der Knabe ein kleines Mädchen, das Kind Reinholden, Reinhold das jüngste kleine Mädchen; so kam es an die Größern, an Amalia, und Amalia foderte Reinholden auf.

Er ging und küßte ihr ehrerbietig die Hand. Sie bot ihm die Wange. Flüchtiger ist nie ein Kuß gegeben, als dieser. Sie fühlte nur einen Athemzug an der Wange. Nun machte Reinhold schnell diesem Spiele durch ein lärmenderes ein Ende.

Amalia war unendlich liebenswürdig, unendlich fröhlich. Man trank Punsch, den Reinhold gern trank. Im Scherz, im Spiele, in der Zerstreuung trank er mehr, als er sonst gewohnt war. Er wurde heiter, und er tanzte mit Amalien vor; aber er faßte sie nicht mehr, wie ein Kunstwerk; er hatte sie, zwar sehr züchtig, doch umfaßt.

Er trank seit diesem Abende keinen Punsch wieder. Niemand wußte es, als die Frau von Hause. Es schien, als wäre es noch immer sein Lieblingsgetränk. In der That glaubte er nun, Madame hätte mit ihm und Amalien Absichten; zu seinem Erstaunen hörte er, daß Amalia schon seit einem Jahre die Braut eines sehr schönen jungen Mannes war, der jetzt ankam. Reinhold wußte nicht, was er von der Geheimeräthin denken sollte.

Er wurde irre an ihr, und doch war sie so wundersam gut. Ihre Begriffe von schöner Weiblichkeit waren so zart, so fein, daß man in den feinern Gesellschaften ihrer spotten konnte. Er mußte die Frau lieben; er fühlte sich gezwungen, sie zu achten, ob er gleich sein Verhältniß zu ihr nicht begreifen konnte.

Im Hause war ein junges Mädchen, ein liebes, kluges, freundliches Wesen, eine älternlose Waise, die Madame hingenommen hatte, um sie zu erziehen. Alle Welt liebte das Mädchen; denn sie war von der Geheimeräthin erzogen; das Mädchen hing mit unendlicher Liebe an ihrer Pflegemutter.

Auf einmal blieb Hannchen, so hieß das Mädchen, vom Tische weg. Es wurde eine Bemerkung darüber gemacht. Madame war ernst. Niemand antwortete. Reinhold sah es erst

jetzt. „Du bist sonst so gütig," sagte Beil zu seiner Frau.

„Eben darum," antwortete sie finster — „muß ich streng seyn."

„Du hast dich hoffentlich überzeugt, liebes Kind?" Fragte Beil sehr ernst — „sonst wäre es zu streng."

Madame sprach ein Paar Worte Englisch, die Niemand verstand, als Reinhold, denn zu den Seltsamkeiten Beils gehörte es auch, daß Reinhold, statt zu lehren, die neuern Sprachen von großen Meistern lernen mußte. Er mußte oft der Dame des Hauses vorlesen. Sie bat ihren Mann mit finsterm Gesichte, und mit Worten, die doch Reinholden hart schienen, die Sache ihr zu überlassen. Beil verbeugte sich, und schwieg.

Reinhold gab der Frau Recht; denn sie war zu gut, um hart gegen ein Mädchen zu seyn, dessen Mutter sie seyn wollte. Nach Tische sagte Beil zu Reinholden kopfschüttelnd: „das Kind jammert mich; aber meine Frau ist zu erbittert!" Reinhold schwieg.

Er ging zu seinem Zimmer, über einen Gang. Hier stand Hannchen, und bat ihn um einen Augenblick Gehör. Sie erzählte ihm, womit die Geheimeräthin beleidigt war. Der Schein der Schuld war groß; aber das Mädchen war unschuldig, und die Unschuldige sollte das Haus verlassen, ohne Unterstützung; das Haus, in dem sie

zu einem Luxus gewöhnt war, der ihr jetzt durchaus verderblich werden mußte.

Reinhold überzeugte sich, und ehe ihn das Mädchen bitten konnte, für sie mit Madame zu reden, versprach er es ihr schon. Er ging sogleich auf der Geheimeräthin Zimmer. Sie saß übellaunig da, den Kopf in die Hand gestützt.

„Qu'est-ce que c'est?“ fragte sie. So fragte sie nur, wenn sie allein seyn wollte.

„Ich habe, meine gütige Frau Geheimeräthin,“ hob er sanft an: „eben mit Hannchen geredet.“

„Und ich verbiete Ihnen, mit mir Ein Wort über das Mädchen zu reden.“

„Auch wenn sie unschuldig wäre? über ein Mädchen, dem sie große Pflichten haben?“

„Prenez vos aises Monsieur,“ sagte sie, auf das Sofa zeigend: „Je suis une femme, et à une femme il y a toujours à réfaire.“

Er sah sie bestürzt an. „Sie gaben mir einmal die Erlaubniß, Madame, Ihnen zu sagen, was ich dächte.“

„Hab ich das? Gut, jetzt nehme ich sie zurück.“ Hier stand sie auf. „Ich will über diesen Punkt durchaus nichts hören.“

„Wäre ich es, Madame, für mich wollte ich nicht reden, um Sie nicht aufzubringen; aber für dieses arme Geschöpf —“

„Was haben Sie denn kluges für das arme Geschöpf zu sagen? lassen Sie hören! Mein Gott,

ich will nichts wissen. Nichts! Ich habe es meinem Manne abgeschlagen."

Hier sah er sie starr an, und schwieg. Er begriff sie nicht, die gütige, menschliche Frau.

„Nun, um dieses Armensünder Gesichts willen, will ich Sie anhören! So lassen Sie denn hören!"

Er erzählte. Sie hörte ihn mit allen Zeichen der übelsten Laune an; dann sagte sie mit einem schneidenden Tone: „das hat sie Ihnen gesagt? Ich sehe denn nun, daß alles vorbei ist. Sagen Sie Ihrer Protegée, sie soll heute noch aus dem Hause, weil sie es gewagt hat, gegen meinen ausdrücklichen Willen, einen Menschen in die Sache zu mischen."

„Sie hat mich nur gebeten, Frau Geheimeräthin, Ihre Verzeihung ihr zu verschaffen."

„Verzeihung für Unschuld? Bin ich ein Kind? Sagen Sie: bin ich ein Kind?"

„Das sagte ich ihr auch. Sie fodert denn eine Untersuchung."

„Ich will ihr glauben, daß sie unschuldig ist; aber ich hatte ihr verboten, darüber zu reden. Sie sind der zweite, dem sie erzählt."

„Die Angst des jungen Mädchens, liebste, gütige Frau, ich beschwöre Sie bei Ihrem gütigen Herzen!"

„Ihnen liegt also, recht viel daran, daß das Mädchen im Hause bleibt," sagte sie finster.

„Recht sehr viel; denn des Mädchens Heil hängt an diesem Hause, an Ihrer Vergebung.“

„Und Sie halten mich für sehr hart, wenn ich ihr nicht verzeihe? Antwort!“

„In der That, Madame, ich würde das Schicksal des armen verstoßenen, aufgeopferten Mädchens recht hart finden.“

„Und Sie brächten dem Wohle des Mädchens wohl ein großes Opfer?“

„Jedes, jedes; O wüßte ich nur, womit ich Ihre Güte dem Mädchen wieder erwerben könnte?“

Die Dame besann sich. „Ach, sieh da!“ sagte sie, als ob ihr der Einfall jetzt gekommen wäre: „nun dann, mein großmüthiger Herr, der mich für so hart hält. Das Mädchen muß heute durchaus aus dem Hause, wenn Sie nicht thun, was ich verlange.“

„O reden Sie, reden Sie! Alles! Alles!“

„Ich weiß, ich weiß, Reinhold,“ sagte Madame spöttisch: „daß Sie lieben. Den Namen Ihrer Geliebten — und das Mädchen bleibt.“

„Wie?“ fragte er erstarrt. Sie wiederholte. Er seufzte. „Dann bist du freilich verloren, armes Geschöpf!“ sagte er gerührt.

Hier trat Beil ins Zimmer. „Was ist denn Reinholden? Madame erzählte. Beil sagte zu dem Jünglinge, der nachdenkend da stand: „Und Sie besinnen sich noch, Reinhold? Sie besinnen sich noch lange?“

„Nein, ich besinne mich nicht. Wüßte ich den Namen eines Mädchens, das ich liebte: er würde nie über meine Lippen kommen. Ich könnte ihm kaum der Freundschaft nennen; der Neugierde, der Gewalt nimmermehr!“

Madame stand stolz auf, und ging in ein anderes Zimmer. „Ich bitte Sie, Reinhold,“ sagte Beil — „nennen Sie einen Namen, welchen Sie wollen Maria! Magdalena! den ersten, den besten.“

„Ich würde den wahren nennen, wenn ich einen zu nennen wüßte. O Herr Geheimerath, liebte ich ein Mädchen — o, müßte nicht diese Liebe das stillste Geheimniß meines Herzens bleiben, bis ich die Erlaubniß des Mädchens oder ihrer Verwandten hätte?“

„Um das arme Geschöpf zu retten, Reinhold?“

„Darf ich alles; nur nicht ungerecht seyn. Nun, sie muß also gehen; aber Sie könnten sie retten, sie unterstützen.“

Beil zuckte die Achseln. „Darf der Mann ein Mädchen unterstützen, das die Frau aus dem Hause schafft? Die Welt —“

Kopfschüttelnd ging Reinhold aus dem Zimmer. Er fand Hannchen ihre Habseligkeiten einpacken. Die Dame hatte ihr angekündigt, das Haus zu verlassen. „Wohin wollen Sie?“ fragte Reinhold — „Wohin kann ich wollen,“ sagte

das Mädchen — „als ins Grab? Ich habe nicht so viel Geld, um mich nur einige Tage zu erhalten.“

Hier lief Reinhold auf sein Zimmer. Er nahm all das Geld, das er vorräthig hatte; und er hatte wieder für seine glückliche Zukunft gesammelt. Er gab es Hannchen, als ob es ein Geschenk der Geheimeräthin wäre. Er brachte sie zu einer Frau, die er aus einer tiefen Noth gerettet hatte. Er brachte sie selbst dahin, obgleich ihn der Geheimerath bat, doch nicht so offenbar Parthie gegen seine Frau zu nehmen.

„Sie ist unschuldig!“ rief er erbittert — „o bei Gott! es ist ja das wenigste, was ich thun kann. Ich bin es der Liebe gegen ihre Gemahlin schuldig.“

„Das ist alles schön und gut; aber wahrhaftig, weit werden Sie es nicht bringen unter den Menschen, sage ich Ihnen.“

„O ja,“ rief er begeistert — „unter Menschen, wie Sie, edler Mann! wie auch Madame, ja auch sie!“

Hier umfaßte Beil den jungen Menschen, und hielt ihn lange an seiner Brust.

Den andern Tag war Hannchen wieder im Hause, aß wieder am Tische, war wieder mit Madame Beil ausgesöhnt, gab ihm sein Geld wieder, auf Befehl der Madame, die von dem Gelde nichts wissen wollte. Hannchen sah so

schelmisch bei dieser Erzählung aus, daß Reinhold anfing zu glauben, an der ganzen Sache sey gar nichts gewesen. Er sann darüber nach; aber er konnte doch gar keinen Grund finden, warum man diese Komödie gespielt hatte. Die Geheimeräthin war jetzt noch mütterlicher gegen ihn. Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen, und er rief: „o sie hat dennoch das Herz eines Engels, trotz dieser kleinen Betrügerei!“

Glück und Unglück.

Reich wurde Reinhold nicht; aber dennoch wurde seine Hoffnung fest gegründet. Der Geheimerath Beil hatte auf den Hof einen mächtigen Einfluß, dessen Quelle Reinhold anfangs nicht sah. Der Hof konnte Beils nicht entbehren, obgleich Beil das nicht zu wissen schien. Er war nicht hochmüthig, nicht dehmüthig mit den Personen vom ersten Range. Er stand nicht hoch aufrecht, nicht gebückt vor einem Minister; aber wollte man, was man doch zuweilen wollte, ihn fühlen lassen, daß man nur seine Papiere achtete; so richtete er sich stolz empor, und zwang alles zu einer Achtung, die man ihm zu versagen den vornehmen Kitzel hatte.

Das war selten gekommen, jetzt gar nicht mehr. „Nous avons fait notre paix!“ sagte er, das

hieß: Er und seine Frau aßen von Zeit zu Zeit bei einem Präsidenten oder gar Minister, und die Herren aßen oft bei ihm. Einige, die das Mißverhältniß ausgleichen wollten, hatten ein Gerücht allgemein zu machen gewußt: Weil sey geadelt; allein er müsse es verschweigen; weil die Häuser in Holland, mit denen er zu thun hätte, daran einen Anstoß nehmen möchten. Er hatte aber nicht nur mit dem Hofe, sondern mit fast allen Großen persönliche Geschäfte. Man konnte den Mann nicht vor den Kopf stoßen, in dessen Büchern sehr berühmte Namen standen.

Reinhold wußte nicht, was er zu seines Vaters Versicherung sagen sollte: daß dee Ahnenstolz und der Geldstolz der Teufel und seine Großmutter wären, die überall nisteten, wo ein Faß mit Gold oder ein Stammbaum wäre; denn Männer mit Ordensbändern redeten mit Reinhold, den Madame mit dem Namen ihres Freundes den Herren präsentirte, so freundlich, so gütig, so vertraut, als wäre er ihres Gleichen; und der Geldstolz? Er bat das Wort allemal seinem edlen Freunde in Gedanken ab.

Madame, der kein Minister etwas abschlagen konnte, empfahl ihren jungen Freund dem Schutze der Großen so angelegentlich für die Zukunft, und die Großen ließen sich so ins Detail mit Reinholden darauf ein, erkundigten sich so gütig nach seinen dereinstigen Wünschen, gaben ihm so deut-

lich zu verstehen, daß es jetzt nicht mehr die Fürsprache der Dame, sondern seine eigenen Verdienste wären, weshalb sie ihn schätzten, daß Reinhold schon den Tag voraus bestimmen konnte, an dem er ein ehrenvolles Amt haben könnte.

Er ging zuweilen in geheimen Geschäften zu einem Minister. — Denn man wußte von beiden Seiten, wie verschwiegen er war. Die Thüren öffneten sich ihm, sobald er seinen Namen gesagt hatte. Kurz, außer seinen großen und schönen Hoffnungen, die er hierauf bauete, hatte er noch den Gewinnst, daß er, was so selten junge Leute ohne Rang erreichen, daß er weder trotzig noch verzagt vor den Großen stand, sondern wie Beil selbst: voll stillen Zutrauens zu sich selbst.

Seine Hoffnung, Geld zu erwerben, hatte er aufgegeben; denn was ihm das Glück und Beils unbegreifliche Güte zuwarf, das nahm ihm eben so schnell eine seltsame Begebenheit wieder, und noch dazu mußte er sich den immerwährenden Vorwurf machen lassen, er wäre ein Verschwender.

„Zum Henker, Reinhold," sagte Beil — „geben ist gut; aber Sie müssen auf Ihr eigenes Etablissement denken; besonders, sollte es wahr seyn, was meine Frau so fest glaubt, daß Sie eine Geliebte haben. Wir sind mit ihrem Glück beschäftigt, und Sie — — Sie?"

„Der Himmel weiß es: Sie sind zu gütig.

liebster Vater; aber wenn es denn nun auch kein Geld wäre?"

„Was denn, mein lieber Freund? Was denn?"

„So ist's ein Amt, ein Amt. Meine Verbindung mit" — er erröthete — „mit dem Minister."

Hier schlugen Madame und ihr Gemahl ein lautes Gelächter auf. „Ach, guter Freund, wie wenig kennen Sie noch immer die Welt!"

„Liebes Kind," sagte sie lachend — „wie lieb muß man Sie haben mit Ihrem arglosen Zutrauen!"

Hier brachte ein Faktor Lotterie=Billette ins Zimmer. Beil schenkte seiner Frau eins. Er sah Reinholden lächelnd an. Sie haben Glück, Reinhold! Kaufen Sie ein Billet. Die Ziehung ist in vierzehn Tagen.

Er nahm eins, und warf es nachlässig in seinen Secretair. Die Listen kamen. Reinhold mußte sein Billet hervorsuchen, und er hatte zehn tausend Gulden gewonnen. Madame tanzte vor Freuden, und sie beredete ihren Mann, das Geld an sich zu nehmen. „Ja, der Henker," rief Beil — „das ist wahr. Ich will sehen, ob ich ihm mit diesem Gelde nicht ein hübsches Etablissement gewinnen kann. Sehen Sie, das Stückchen Papier ist solider, als alle die Versprechungen der Minister, Reinhold."

Die Geheimeräthin machte nun aus diesen zehn tausend Gulden Gretchens Eier, bauete davon ein hübsches Landhäuschen, einen Garten, ein Feld, eine Wiese, eine Haushaltung mit Weib und Kind; und Reinhold saß an ihrer Seite und horchte auf ihre Plane, wie auf Götter-Aussprüche, und im Uebermaaß seiner Freude hätte er fast, fast den Namen Anne genannt.

Aber nach dreien Tagen fand er Madame in tiefem Kummer, den Geheimerath finster und mürrisch, und den ältesten Buchhalter, einen ehrwürdigen Greis, in tiefem, gramvollem Nachsinnen. Er hatte den Alten so lieb, daß er sogleich fragte, was er hätte. Der Alte sah auf, und sagte: „Ich wollte, ich wäre vor vierzehn Tagen gestorben! Meine Frau, meine Kinder, alles ist dahin!“ Aber zu einer nähern Erklärung war er nicht zu bringen.

Er sah ihn den andern Tag von der Geheimeräthin kommen, wie seine Stunde des Vorlesens kam. Der Alte ging mit niedergeschlagenen Blikken, und die Geheimeräthin saß am Schreibtische, rechnete, und sagte traurig: „Gott, er ist nicht zu retten! Er ist verloren!“

„Um Gotteswillen!“ rief er, und hatte das Herz nicht, zu fragen.

„Wenn der fatale Geburtstag nicht so nahe wäre,“ rief sie, und öffnete ein Etui, das ihren Schmuck enthielt — „so könnte das einen recht-

schaffenen Mann retten. Aber das ist unmöglich.“ Sie schlug die Hand vor die Stirn, und sagte: „Haben Sie etwas lustiges? daß ich vergessen kann?“

Er las. Sie vergaß; aber Reinhold vergaß nicht. Er las, ohne zu wissen was; dann warf er das Buch zu, und sagte: „Ich kann nicht weiter. Es geht etwas vor — etwas —“

„Sehr Unglückliches,“ sagte sie: „Unser Alter hat einen Wechsel durch seine Schuld verloren gehen lassen, und der ruinirt ihn völlig.“

„Völlig? guter Gott! Ists denn so sehr viel?“

„Fünf tausend Thaler! So viel nun eben nicht für uns; aber es ruinirt den alten würdigen Mann und seine Familie.“

„Gott! eine ganze Familie? — dessen Haupt hier im Hause dreißig Jahre redlich gearbeitet hat?“

„Ach, das hab ich meinem Manne gesagt. Mein Mann fühlt das selbst; aber er zuckte die Achseln. Er kann nicht schonen, Reinhold! der Folgen wegen. Bringt der Alte die Sache nicht in Ordnung, so daß man es ignoriren kann: so verliert er seine Stelle dazu, und sie sind Bettler. Mein Mann fühlt das schwer; aber er darf nicht anders. Sie kennen ihn ja. Mir merkte er es an, daß ich Lust hatte, ins Mittel zu treten. Er hat meine Kasse gesehen, und bat mich, nicht Theil zu nehmen. Ich kann nun nicht. Wenn sein Geburtstag nicht so nahe wäre: so

wollte ich diese Steine hingeben, um den Mann zu retten. Ich trage sie nur das Jahr einmal, und der Tag ist nahe. Ich sehe kein Mittel, gar kein Mittel."

Hier beugte sich Reinhold auf ihre Hand, was er selten that, und drückte voll Ehrfurcht und Liebe seine Lippen auf die Hand, die das Etui hielt. Er seufte tief. Ihm fiel sein Kapital ein, sein Landhaus, sein Feld, Weib und Kind, und er schwieg wieder.

Auf einmal stürzte der alte Factor ins Zimmer, und sagte: „O nun, nun, Gott sey mir gnädig; Schaffen Sie mir nur Aufschub! Diesen Nachmittag soll die Haupt-Recherche der Bücher seyn. Ich bin verloren!"

Die Dame zitterte, Reinhold erblaßte. Er sah sein Landhaus, seine Felder, sein Weib und Kind im Rauch zerrinnen. Er lief in sein Zimmer, holte seinen Wechsel, und sagte, ihn dem Alten hinreichend: „Ist das genug?"

„Reinhold!" flüsterte die Dame — „bedenken Sie, was Sie thun!"

„Es ist ja nicht verloren;" sagte Reinhold — „er ist ein ehrlicher Mann, das wissen Sie ja."

„Ehrlich hin, ehrlich her, Reinhold, die Wahrheit muß doch heraus. Der Buchhalter kann Ihnen das nicht wiedergeben; oder es wäre keine Hülfe, wenn er sollte. Reden Sie selbst, alter guter Mann! reden Sie!"

Der Alte hielt den Wechsel mit zitternden Händen. „Ach, ach! aber er könnte mich retten! Er könnte mir ein ruhiges Grab geben. Er könnte meine Kinder retten, meine arme Frau.“

„Der Wechsel ist Ihr Eigenthum,“ rief Reinhold hier begeistert. „Nehmen Sie! zahlen Sie! und —“ hier legte er seine Hand über die nassen Augen, und sagte leise: „und müßte ich auch vergehen!“ Mit diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer.

Wie ihn die Geheimeräthin wieder sah, schüttelte sie bedenklich den Kopf. „Sie sind ein guter Mensch, lieber Reinhold; aber erfährt das mein Mann, und er muß es erfahren, über kurz oder lang: so —“

„Erfährt er, daß ich eine ehrliche Familie gerettet habe, eine Familie, die er liebt, die ich liebe — Er wird mir danken.“

„Ich wünschte, Sie hätten sich in meinem Mann nicht geirrt; aber Ihre Freundin bin ich von Herzen.“

Das war alles, was er davon hatte. Sie dachte an ihren Schmuck nicht mehr, die leichtsinnige, junge Frau. Ihre Kasse war wieder voll; aber sie dachte nicht daran, Reinholds Verlust zu ersetzen. Aber wenn er den Buchhalter sah, der jetzt den jungen Menschen immer mit entzückenvollen Blicken ansah, so schlug ihm doch das Herz vor Freuden.

Beil erhielt Reinholds Wechsel. Er kam mit dem Papiere auf Reinholds Zimmer. „Was ist das?“ fragte er mürrisch.

Reinhold fing an zu erzählen; aber Beils Stirne wurde immer krauser, während der Erzählung. „Sie haben ein Recht, mit Ihrem Gelde zu machen, was Sie wollen, junger Herr;“ sagte er bitter — „indeß haben Sie mir einen Plan verdorben und sich wahrscheinlich eine feste, unabhängige Lage. Das bedaure ich; aber ich sehe, gewisse Herzen sind nicht zu bessern, und gewisse Menschen scheinen zum Mangel prädestinirt.“ Er bückte sich und ging.

Reinhold schlug die Hände zusammen, wie er fort war; aber — er konnte es dennoch nicht bereuen, was er gethan hatte. Es war ihm jetzt nur darum zu thun, die Freundschaft des Herrn Beil wieder zu erhalten, und das war so leicht nicht. Madame schlug sich ins Mittel. Sie versöhnten sich wieder; aber die Plane, die Herr Beil gehabt hatte, den jungen Menschen unabhängig zu machen — das sagte Beil ganz offenherzig — waren auf ewig dahin. Das schmerzte Reinholden; aber er hing jetzt dennoch mit noch herzlicherer Liebe an dem alten Buchhalter. „Wie ist das möglich, seltsamer Mensch?“ sagte Madame — „Wie können Sie ihn lieben?“

„Wie? — wie könnte ich ihn nicht lieben? er kostet mir ja mein ganzes Glück.“

Der Buchhalter zeigte ihm sein Unvermögen, ihm das Geld zurückzuzahlen. Kurz, der Lotteriegewinn war verloren, wie alles übrige auch, und Reinhold war immer arm, und immer großmüthig.

„Gott weiß," sagten beide Beils — „er gäbe sein Herz aus der Brust."

„Das haben Sie ja längst in Besitz," antwortete er, und sie umarmten ihn.

Reinhold lernt endlich Herrn und Madame kennen.

Einen Morgen kam ein Bote aus einem kleinen Wirthshause in der Vorstadt zu Reinhold, und bat ihn zu einem Fremden zu kommen, der ihn sprechen müßte.

Reinhold ging, und wie er das Zimmer in diesem Wirthshause öffnete: so trat ihm der Fremde entgegen. Es war Bernhard, Annens ehrwürdiger Vater, noch ganz unverändert, mit demselben abgetragenen Rocke, dem kleinen Hütchen, dem schlichten weißen Haar, das vor der Zeit weiß geworden war, den funkelnden Augen, welche die Jugend seines Herzens bezeugten.

Mit einem Freudengeschrei stürzte Reinhold in seine Arme, an seine Brust, an seine Lippen. „O, ist sie endlich gekommen, die Stunde? diese

gewünschte, ersehnte Stunde, da ich meinen Wohlthäter, meinen Vater wiedersehe? Was macht Anne? o was macht sie? Denkt sie noch an mich? Ist sie glücklich? Ist sie gesund?" Der Vater konnte sich nicht retten vor der Menge der freudigen Fragen, die Reinhold that.

Der Alte, wie gewöhnlich, antwortete ruhig einzelne Worte, zog sein Taschenbuch hervor. „Hier hat dir Anne selbst geschrieben, Reinhold!" Reinhold zerriß den Brief fast, und las ihn mit Augen voll Freudenthränen, und während des Lesens betrachtete ihn der Vater mit Blicken, die eben so vor Freude funkelten; denn Reinhold war jetzt eine schlanke, edle Figur, die Brust wölbte sich stolz empor, hoch über dem hochschlagenden Herzen; Gesundheit strahlte von dem blühenden Angesicht, Muth und Güte aus den hellen Augen. Er stand auf der schönen Gränze, wo Jüngling und Mann zusammenfließen. Bernhard konnte das Auge nicht von ihm lassen, und wie während des Lesens des theuren Briefs die Thränen über Reinholds Wangen flossen; so mußte der Alte sich doch zuletzt abwenden, um nicht sehen zu lassen, wie weich er war.

Zu fragen hatte der Alte nichts; denn Reinhold hatte ihm alles geschrieben, alles was ihm in Beils Hause begegnet war; aber tausend Dinge hatte Reinhold zu fragen, was Anne machte? was sie gemacht hätte im Anfange des Frühjahrs,

im Herbste? ob sie noch seine alten Lieder sänge? ob sie auch die Lieder sänge, die er ihr geschickt hätte? Denn der Alte hatte auf zehn Briefe nur immer einen Kurzen geantwortet, in dem sehr wenig von Annen vorkam.

Der Vater machte es hier eben so kurz. „Du wirst nicht viel Zeit haben?“ sagte er endlich.

„So lange Sie hier sind, Vater, so lange gehört alle meine Zeit Ihnen. Ich bleibe hier, ich esse hier, ich bin Ihr Begleiter, wenn Sie hier Geschäfte haben.“

„Hm, das darfst du?“

„O, das darf ich. Ich habe Ihnen ja geschrieben, daß ich in dem Hause der edelsten Menschen bin.“

„Nun denn! Es ist gut so, wenn du darfst. Hier durchlief noch einmal der Vater alle die kleinen Begebenheiten, die Reinhold erzählt hatte. Reinhold bemerkte zuweilen, daß Bernhard etwas wußte, das er sich nicht erinnerte, ihm geschrieben zu haben. „Wie wollte ich es sonst wissen, Reinhold?“ sagte der Vater. Aber doch konnte Reinhold sich's nicht erinnern.

Er aß mit ihm und dem Wirthe am Tische; denn der Alte drang darauf, sie wollten mit dem Wirthe essen. Es aßen mehr Leute dort, und Leute aus den untern Ständen der Menschen. Spät blieb Reinhold bei ihm, und er kam spät nach Hause.

Er ging auf sein Zimmer; hier setzte er sich sogleich wieder an den Brief Annens. Er drückte seine Lippen auf die Züge, die ihre Hand gemacht hatte. Er redete mit dem Briefe, er redete zuletzt mit Annen. Immer noch hatte er etwas an dem Briefe zu sehen, einen Ausdruck zu lesen, der so schön war, daß er nur aus Annens unschuldiger, hoher Seele gekommen seyn konnte.

Hier ist der Brief:

„Welche Stunde, welche Tage, mein guter Reinhold! Ich sitze und schreibe Ihnen; ich gehe, und vor der flammenden Sonne, die über dem See untergeht, und den hellen Spiegel, das schöne Auge der himmlischen Gegend, mit dem rothen sanften Feuerstrahl theilt, sinne ich, was ich Ihnen schreiben will, wie ich Ihnen, Ihnen, mein unvergeßlicher Freund, die Geheimnisse meiner innern Seele sagen soll. Und dann stockt die Feder, die Worte stocken, die Gedanken verstummen sogar, und mir bleibt nichts übrig, als die Freude, Ihnen zu schreiben.“

„Mein Vater ermahnt mich zur Geduld, zur Ruhe. Er berechnet die Meilen, die Tage, die seine Reise lang ist; o mich dünk, ich würde zu Ihnen fliegen, schnell, wie eine weiße Taube, die blitzend durch das reine Himmelsblau dahin zuckt und verschwunden ist.

„O mein Freund, Sie sind glücklich, das weiß ich. Mein Vater hat mir die meisten Ihrer

Briefe vorgelesen, noch mehr erzählt; Sie sind glücklich, Sie sind geliebt, und Sie verdienen die Liebe, die zarteste Liebe der Menschen. Ihre Freundin Anne war auch glücklich. Ich wurde geliebt, mehr als ich es verdiene, glaube ich. Ich konnte gar nichts für Alle thun, als, sie Alle von Herzen lieben, die mich umgeben; aber, Reinhold, doch vergaß ich unter dem Glück des schönen Lebens nicht die glücklichsten aller meiner Tage, da Sie noch zu uns kamen. O, frage ich oft mich selbst und die stillen Sterne: werden solche Tage noch einmal wieder kommen? Und eine Stimme sagt: ja! damit ich nicht zu sehr traure um den geschiedenen Freund."

„O, und meines Vaters Reise, und nun dieser Brief, den ich Ihnen schreiben darf! o, ich betrachte sie als die Boten des kommenden Frühlings, als die Bürgen Ihrer Wiederkunft, Reinhold. O, so stand ich auf dem Bühel, wenn der Südwind um den hintern Balkon donnerte, und sah den ziehenden Wolken zu, die er über meinem Haupte nach Norden jagte, und wie der Schnee nun wegthaute von den Abhängen, und die Blätter der Pflanzen ihn abschüttelten, und sich erhoben, als wollten sie noch einmal blühen, und dann sterben über der keimenden, frischeren Jugend."

„O, wenn dann die mildere Luft in meine Brust, in meine Seele zog, wie mir es schien, (mein Vater lachte darüber) mit den Blüthendüf-

ten eines frühern Frühlings in Süden beladen; wenn ich die Kraniche über mir wegziehen sah, und ich freudig zu ihnen aufhüpfte, und händeklatschend rief: seyd willkommen, lieben Boten! O laßt doch von euren Flügeln die Blumen herabfallen, die ihr mitbringt! und wenn nun die Knospe der Kastanie vor unserm Hause aufschwoll, und die grünen Blätterchen nicht mehr in den Banden, in den warmen Windeln ihrer Hüllen bleiben wollten, wie stark gewordene Kinder in den ihrigen, und mein Athem sie sanft anhauchte, bis das erwärmte Blatt hervordrang: o, so war ich selig, wie ich jetzo bin!"

„Dieser Brief ist ein Bote des kommenden Frühlings!"

„Mein Vater sagte: vielleicht! O Sie würden mehr noch sagen, als vielleicht. O mein Vater begreift immer nicht, wenn ich ihm sage: Reinhold kann mich nicht vergessen. Er wird noch immer mit Sehnsucht an Heidesloh, an Sie, an Annen denken. — — O Sie werden — Hier fangen meine Augen an naß zu werden — Sie werden diesen Brief, den ich mit zitternder Hand mit einem Herzen voll Freude, voll überirrdischer Freude schrieb, gewiß mit eben der Freude lesen, gewiß! weil er von Annen ist. Mein Vater lächelt, und ich wollte, Sie sagten es ihm, daß ich Recht gehabt hätte. Du denkst mit dem Herzen, Anne! sagt er immer zu mir. Ich konnte

es nicht läugnen; aber hatte ich nicht Recht, wie ich sagte: er fühle mit dem Kopfe?“

„Aus dem Kopfe kommt Licht, sagte er. Da fielen mir die armen Bergleute ein, bei dem Ausdrucke meines Vaters, die in den dunkeln, engen Gruben, getrennt von dem freudigen Lichte des Himmels, über sich keinen blauen, hellen, weichen, lebendigen Himmel, sondern ein niederes, kaltes, dunkeles, starres Gewölbe von Stein, ihr rothes, schmutziges Licht am Kopfe tragen, um sich auf ihrem Jammerwege zu leuchten, sich allein, nicht Andern.“

„Ach Vater, sagte ich: so roth, so schmutzig, so dunkel ist auch das Licht, das aus dem Kopfe des Menschen hervorleuchtet; aber wärmend, rein, weit umher über andere Menschen strahlend, ist das Licht des Herzens, wie die Sonne am Himmel. Da stand mein Vater, und sah mich an mit trauernden Blicken, und wendete sich langsam ab, und sagte, und jedes Wort drang wie ein Pfeil in meine Seele: o schöne Zeit dieses warmen, lebensvollen Glaubens! O du reines Licht des jungen Herzens, du stehst ewig vor meinem sehnenden Herzen; aber du strahlst mir nicht eher wieder, bis der Tod mich aus dem dunkeln Schacht des Unglücks empor führt an das junge Licht einer andern Welt! Die Götterstimme dieses Lebens ist für mich verstummt. Komm, o komm — hier faßte er meine Hand — du hörst sie noch, Anne!

du siehst die Morgenröthe der Liebe noch, o führe du den Vater durch das Dunkel seiner ausgestorbenen Welt freundlich bis an das Grab. O kränze du dein Haupt mit dem Blumenkranz der Hoffnung! o er welke nicht, Anne, und ich will in liebender Vergessenheit glauben, es sind die Blumen meiner Jugend."

„Das sagte mein Vater, wunderbar erschüttert. So hatte ich ihn noch nie gesehen. O Reinhold, wie liebt er uns beide!"

„Ach nun soll ich schließen, will er. O so schließen denn diesen freudigen Brief die Worte: Wie liebt er uns beide! Wie lieben wir beide ihn!

Anne.

Und nun begrub er den Brief tief unter seine Papiere, um sich treiben zu lassen auf den hochsteigenden Wogen eines neuen Entzückens. Der erste verstohlne Händedruck, der erste Kuß, der erste Brief der Geliebten, sind die drei Grade der Naturmysterien, die drei Stufen des Paradieses, der Liebe oder gar des ganzen Lebens. Es muß für das liebende Herz kein anderes Glück, kein höheres geben, als noch das, für die Geliebte sterben. Er wollte sich treiben lassen auf den Wogen dieses dritten Himmels, in den ihn Annens Brief gehoben hatte; aber kann das denn der arme Mensch lange, der zu jeder Stunde noch eine, zu jedem Tage noch einen, zu dem Leben die Unsterblichkeit hinzuzuwünschen, gezwungen ist?

Der das geliebte Mädchen um einen Blick bittet, dann um einen Wink ihres Wohlwollens, dann um das stumme Ja der Liebe, dann um das laute, immerwährende Ja der alles hingebenden Liebe?

Er warf sich an seinen Schreibtisch, und schrieb in der Nacht:

„Warum soll ichs Dir nicht sagen, Anne, daß Dein Name meine Seele füllt, wie das Licht die Welt? daß Du geliebt bist, wie keine? daß ich hier unter dem, was Du, zu dehmüthig, Glück nennst, wie ein Zugvogel mit gelähmten Flügel, aufsehe, in die Gegend hin, wo mein Frühling blüht, in die Gegend, die Annens Blick verschönert? Warum Dir nicht sagen, daß nicht Dein Vater mir Dein Herz gab, sondern der Himmel, sondern Du? Ich will vor Dir hinknieen, Geliebte, deren Bild in meinem unentweihten Herzen in immer reinem Glanze stand, wie das Bild der Gottheit im unentweihten Allerheiligsten, und will Dir sagen: nimm mein Herz! Sey mein! Dann wird uns die Erde wie der Himmel glänzen, das Leben wie die Unsterblichkeit, und die Unsterblichkeit wird nichts schöneres enthalten, als unsere Freude, nichts höheres, als unsere Treue. O himmlische Freundin, jetzt bist Du mein!“

So weit schrieb er; aber da waren ihm die lichten Pforten aller Himmel geöffnet. Das Papier konnte seine Gefühle nicht fassen, die Feder

war für den Sturm seiner Entzückungen viel zu langsam. Er stellte sich auf den Balkon hinaus, gegen den Mond über, der durch die dunklen Blätter der Oleander, die auf dem Balkon standen, ein magisches Licht warf. Aber hier fiel ihm ein, was er dem Vater versprochen; eine leichte Wehmuth goß sich in seine Seele, und aus dem sonnenhellen Tage seiner Freude wurde eine sanftere Mondennacht. Zuletzt ward er sanfter und gut, und er freute sich, daß er den Brief noch nicht weggeschickt hatte. Er legte ihn zu Annens Brief. „Und stirbt sie,“ sagte er leise — „ehe ich ihr es sagen darf: so will ich den Brief ihr auf das stillgestandene Herz legen, sie noch einmal ansehen, und erblassen, wie der Mond dort.“

Der Mond erblaßte; denn die Morgenröthe brach schon an. Er warf sich auf sein Lager; aber die Sonne fand ihn noch wachend. Er ging ganz früh zu Annens Vater. Sie gingen Hand in Hand in der Stadt umher; denn Bernhard mußte gehen. Zu Mittage aß er wieder an des Wirths Tische. Bernhard hatte ein Geschäft, und Reinhold ging nach Hause.

Beil trat auf sein Zimmer mit krauser Stirn. „Hören Sie, Reinhold,“ sagte er verdrüßlich: „ich habe um Ihrentwillen einen Verdruß gehabt. Man sagt mir über Tisch, daß Sie in einer armseligen Schenke seit ein Paar Tagen leben, mit

dem Pöbel essen, und mit einem Bettler die Strassen durchstreichen. Ich sagte, das ist nicht wahr. Ich hoffe, ich habe Recht gehabt, so zu sagen."

Reinhold sah eben so finster jetzt auf. „Ein Bettler? wer sagt das?" fragte er heftiger als gewöhnlich. „Ich habe in einem Wirthshause, das freilich zu den elenden gehört, gestern und heut gegessen. —"

„Wirklich? wirklich? unter dem Pöbel?"

„Wenn Sie den Ausdruck billig nehmen, allerdings. Aber ein Bettler ist mein Freund nicht."

„Ein Mann, schlecht, höchst armselig gekleidet; gleich viel! der aber aussieht, wie ein Bettler; den die Polizei wenigstens kühn aufgreifen dürfte! Reinhold!"

„Herr Geheimerath, ich habe Ihnen gesagt, er ist mein Freund! ich bin nicht freigebig mit diesem Namen."

„Desto schlimmer für Sie, wenn Sie den Namen — ja — der einen Werth bei Ihnen hat, an einen Elenden verschwenden."

„Elenden? Himmel! Herr Geheimerath! der Mann ist mein Freund! Sie sind es auch, und so muß ich Sie —"

„Gehorsamer Diener, Herr Reinhold. Ich habe mit dem Menschen nichts, gar nichts zu theilen! Aber Sie mögen nun in meinem Hause seyn, unter welchem Namen Sie wollen: so muß ich Sie bitten, so lange Sie in meinem Hause sind, das

Haus zu achten, und Schenkengesellschaften zu meiden. Ich bin das mir und Ihnen schuldig. Darf ich Sie um eine bestimmte Antwort bitten?"

„So lange dieser Mann hier ist, der mein Freund ist, so lange dieses Herz schlägt, so lange, Herr Geheimerath, ist jeder Ort, wo dieser Mann sich aufzuhalten Lust hat, ein Königsthron für mich. Er hätte noch ein viel schlimmeres Haus wählen können zu seiner Wohnung, und es wäre für mich eben das gewesen."

„Seltsamer Mensch! Wenn denn einmal solche Leute Ihre Freunde seyn müssen; nun dann — Sie sind nun einmal unter einem seltsamen Gestirn gebohren: — so sey es! Aber so sprechen Sie ihn doch heimlich, an einem Orte, wo Menschen Sie nicht beobachten! Die volkreichsten Gassen; ich bitte Sie Reinhold —"

„Die volkreichsten Gassen, Herr Geheimerath, oder Ihre glänzendste Gesellschaft; oder welcher Art Sie wollen — ich werde immer meine Arme um den Mann schlagen, und sagen: er ist mein Freund! — verläugnen? Einen Freund verläugnen? Nein! das können Sie nicht gedacht haben."

Beils Stirn wurde krauser als zuvor. Er sagte: „Meine Frau läßt Sie für diesen Nachmittag auf eine Stunde bitten." Er ging und Reinhold mit ihm.

Es war eine glänzende Gesellschaft im Saal,

„Wo haben Sie denn seit zwei Tagen gesteckt?“ sagte Madame.

Ein Mann, der oft im Hause war, antwortete lachend. „In der erhabensten Aufopferung hat Ihr Herr Reinhold die Zeit zugebracht. Er hat einen Umgang mit einem Bettler durch die Stadt gemacht; wahrscheinlich zu einer Allmosensammlung.“

Reinhold wurde heiß vor der Stirn. Beil sagte leise zu ihm: Ich bitte Sie, geben Sie der Sache eine Farbe!“

Aber Reinhold sah seinen Mann überzwerg an, und sagte: „Daß ich mit Ihnen darüber stritte, das fällt mir nicht ein; aber für mich selbst muß ich Ihnen sagen: der Mann in seinem Bettlerkleide ist mein Freund, mein innigster Freund, und dieser Name ist sogar — das werden Sie noch weniger begreifen — mein Stolz.“

„Ja, das muß ich gestehen, da haben Sie Recht, Herr Reinhold, das begreife ich nicht.“

„Honny soit qui mal y pense!“ sagte ein anderer junger Mann, und Reinhold sah ihn fest an, und sagte: „Das ist gerade meine Meinung.“ Hitzig stand Madame auf, und sagte: „Glauben Sie mir, es ist nicht so; der Bettler wird sich, das weiß ich, in etwas anderes verwandeln. Nicht wahr Reinhold?“

„Wahrhaftig nicht, Madame,“ antwortete er sanfter: „an dem Manne ist alles ächt.“

„Sehen Sie wohl," rief sie laut lachend — „Er hat uns am Ende angeführt mit seinem Bettler. Nun, lieber Reinhold, es steckt etwas dahinter! erzählen Sie uns von Ihrem Freunde! wie wurden Sie mit ihm bekannt?"

Reinholds Herz wurde durch den leichtsinnigen Ton, dessen Gegenstand sein edler Freund war, tausendmal zerschnitten. Eine Nachgiebigkeit schien ihm hier die tiefste Schande. Er bückte sich, und sagte: „Ich habe über diesen Bettler hier nicht ein Wort zu sagen."

„Es ist so leicht," flüsterte Beil ihm wieder zu: „aus der Sache einen Scherz zu machen."

„Einen Scherz?" sagte Reinhold laut — „Einen Scherz aus dem heiligsten, was die Erde hat — aus der Freundschaft? aus der Liebe? Ich fürchte, Herr Geheimerath, ich würde mich weder mit Scherz, noch mit Ernst hier verständigen können. Und so bitte ich recht dringend, einen andern Gegenstand für den Scherz zu wählen, als einen Mann, den ich mit Stolz meinen Freund nenne."

Madame brach sogleich das Gespräch ab. Man setzte sich, um Musik zu machen. Madame schien freundlich; aber es entfuhren ihr doch einige schnelle Blitze eines heftigen Zorns. Sie mußte ihre Parthie auf dem Fortepiano einem andern übertragen; denn sie kam oft aus dem Takte. Man ging früh.

„Sehen Sie, Herr Reinhold," sagte Madame spitz — „das kommt davon, wenn man sich wegwirft."

Reinhold wollte eben gehen. „Wegwirft?" sagte er stehen bleibend — „Wer wirft sich weg? Ihre Worte haben einen doppelten Sinn! Wer? ich oder Sie?"

„Recht, mein Herr, ich kann mit Ihren Worten antworten: Sie entweder — oder wir."

Hier erblaßte Reinhold; er legte die Hand an die Stirn, und stand so eine lange Minute. „Was ist Ihnen?" fragte sie sanfter.

„Madame," sagte Reinhold, höchst gerührt — „ich durchlief in diesem Augenblicke die unendliche Menge von Wohlthaten, von Güte, der edelsten Güte, wahrhaftig der edelsten, unverdientesten Güte, die Sie, Sie mir erzeigt haben, um Ihr letztes, rauhes Wort, das einzige, was Sie mir sagten, gegen tausend der reichsten Liebe — daß ich dieses — ach! dieses harte Wort nicht zu bitter bei unserer Trennung fühlen möchte."

Hier stand sie gerührt auf. „Trennung? Reinhold, was plaudern Sie wieder?"

„Trennung, Madame, Trennung — ich berufe mich auf Ihren Herrn Gemahl — kann noch retten, was unter uns zu retten ist."

„Fühlst du das, lieber Mann? habe ich so etwas gesagt?"

Beil lächelte: „Ja, von der Art hast du etwas gesagt; aber ich bitte Herrn Reinhold, zu bedenken, daß du nicht Unrecht hast. Er fühle, daß er sich mit solchem Umgange wegwirft, oder er muß es nicht so hoch aufnehmen, wenn wir es fühlen."

„Herr Geheimerath," sagte Reinhold, und hob sich empor — „Sie werden mir erlauben, in fünf Minuten Ihr Haus zu verlassen."

Beil bückte sich; dann kniete Reinhold vor Madame hin, die in Thränen zerfloß, und sagte: „Mein Herz ist zerrissen, recht schmerzlich zerrissen, Madame; denn ich verlasse ein Haus, wo ich so froh, so glücklich war! Wenn Ihnen mein Name zuweilen einfällt: so sagen Sie Ihrem Herrn Gemahl, daß ich seine Härte vergessen hätte, daß ich ihn dennoch liebte." Er küßte die Hand der Geheimeräthin, dann bückte er sich vor Beil, sagte leise: „Leben Sie wohl!" ergriff seine Hand, drückte sie an seine Brust, und riß sich aus dem Zimmer.

Ehe er ging, kam noch einmal die Geheimeräthin auf sein Zimmer. Sie brachte ihm eine volle Goldbörse. Sie hatte kaum angefangen, da rief er: „O mein Gott! will Ihr Herr Gemahl, wollen Sie auf diesen letzten schmerzlichen Augenblick eines gewaltsamen Losreißens noch die brennende Last der Verachtung legen? O ich beschwöre Sie, reden Sie nicht aus!"

Sie legte ihr Tuch auf das Auge und ging mit Ihrem Golde.

Reinhold lohnte seinen Bedienten ab. Er beschenkte ihn sehr reichlich. Dann ließ er seine Sachen zu Bernhard tragen. Erschrocken hörte er, daß Bernhard abgereist war. Der Wirth gab ihm ein Billet, das der Alte für ihn da gelassen hatte. Es enthielt nichts, als die Paar Worte: „die Nothwendigkeit zwingt mich in diesem Augenblicke zu einer schnellen Abreise. Ich verlasse mit meiner Tochter Heidesloh, mein Sohn; aber laß mich immer wissen, wo du bist, Reinhold. Unter beigefügter Addresse treffen mich deine Briefe gewiß. Ich werde dir schreiben, so bald etwas wissenswürdiges vorfällt.“

„O, eine Stunde früher, mein Vater,“ sagte er traurig: — „und wir wären zusammen gereist!“

Reinhold lernt auch die Welt kennen.

Reinhold, der zu keinem Entschlusse über sich selbst gekommen war, ging hinaus ins Freie. Er hatte den Muth gar nicht verloren. Er schwankte nur, welchen der vielen Wege, die ihm offen standen, er einschlagen sollte. So gar schien es ihm, als ob die Trennung von Beils den Weg zu seinem Glücke abkürzte. Seine Bekanntschaft mit

den Ministern, ihre Versprechungen, gaben ihm die frohesten Hoffnungen. Er ließ sich den andern Tag bei einem Minister melden. Der Liebling der Madame Beil wurde mit Güte aufgenommen. Man hörte ihn an, man versprach aufs neue; und man nahm sein Versprechen nicht zurück, da er sagte, er habe Beils Haus verlassen.

Er ging mit leichterm Herzen. Nach acht Tagen ging er wieder; es hatte sich eine Stelle gefunden, und er wurde abgewiesen, und wieder abgewiesen, dann nach vierzehn Tagen wieder bestellt, und dennoch nicht angenommen. Reinhold spielte nach und nach dieselbe Rolle in vier verschiedenen Vorzimmern; dann bei Menschen, denen er Dienste erwiesen hatte. Alles war vergessen. Man kannte ihn nicht mehr: man erinnerte sich seiner endlich; zuckte, wie zum Vorwurfe, die Achseln, wenn er der Trennung von Beils erwähnte. Er hielt die Gestalten seines Traumes lange fest; aber endlich mußten sie doch in Nichts verschwinden, und das Geld, was er gehabt hatte, war verzehrt.

„O verächtliche Welt! verächtliche Schmeichler!“ rief er, da seine Hoffnungen alle verschwunden waren. In dieser muthlosen Stunde kam ein Billet von Madame Beil, worin sie ihm auf die artigste Weise die Wiedervereinigung mit ihrem Hause vorschlug. Ohne sich zu besinnen, antwortete er mit einem entschiedenen Nein! Er stellte

Madame die Unmöglichkeit vor. Er nahm noch einmal einen rührenden Abschied von dem Hause, das er so sehr liebte, und von dem er sich auf ewig getrennt sah. Madame Beil antwortete sehr gütig, und legte eine ansehnliche Banknote bei. Reinhold sendete sie zurück.

Der Brief war fort; da fühlte er aber auch, daß er sich keinen leeren Hoffnungen mehr hingeben dürfte, wenn nicht Beils für Trotz nehmen sollten, was nur Ehrgefühl war. Er verkaufte den größten Theil seiner Kleider, bis auf ein Paar sehr einfache. Er ging zu einem Gelehrten, den man bei Beils so halb und halb für einen Pedanten hielt, und bat ihn, er möchte ihm einige Stunden in Sprachen oder in der Musik verschaffen.

Der alte Mann sagte ihm, daß er sehr wohl wüßte, er sey mit Beils zerfallen; aber er umarmte ihn desto herzlicher. Er verschaffte ihm einige Stunden. Er lief für ihn, der für sich selbst keinen Schritt ging; und Reinhold hatte seinen sehr sparsamen Unterhalt. Aber welch ein Unterschied! ein kleines enges Stübchen war sein Studier-, sein Gast-, sein Schlafzimmer. Er aß jetzt alle Tage in dem Wirthshause, das sein Unglück gemacht hatte. Er unterrichtete sogar des Wirths Sohn, der studiren sollte. Mitten aus der bequemen Pracht des Reichthums und der Ehre, war er in die harten Hände des Mangels und der völli-

gen Unbedeutenheit gewesen. Er war abhängig geworden von Menschen, die er kaum achten konnte, von den Eltern der Kinder, die er unterrichtete, er, der in dem Hause des reichsten, des gebildetesten Mannes so frei war. Er verlor sogar seine einträglichsten Stunden wieder, weil er sich nach den Grillen Mancher nicht bequemen wollte. Er gerieth in das Gedränge klein-bürgerlicher Klatscherei und Aufpasserei.

Kleine Bürgerfrauen tadelten seine Sitten, gaben ihm Lehren, ihm, dem sonst die Vornehmsten geschmeichelt hatten. Er fühlte, er würde nicht lange mehr das schwerste Gewerbe von allen treiben können. In diesen Betrachtungen ließ ihn Madame Beil auf einen Augenblick zu sich rufen. Auf einmal faßte Madame Beil mit der alten, zärtlichen Vertraulichkeit seine Hand und sagte: „Reinhold! wie gehts Ihnen denn? lassen Sie uns einmal aufrichtig reden! wie gehts Ihnen denn?“

„Wohl, Madame,“ sagte er ungekünstelt — „sehr wohl Madame, wenn das Wohlgehen heißt, wie ich anfange zu glauben, daß ein Mensch lernt, wo das Glück zu finden ist.

„Unter Ihren Beschäftigungen gewiß nicht, Reinhold; stellen Sie sich, wie Sie wollen.“

„Gewiß nicht! das sage ich eben so herzlich. Denn mein Lebensunterhalt sogar ist abhängig von den Launen grillenhafter, roher Menschen.“

„Gottlob!“ rief sie — „O, Reinhold, eine Familie, die Sie immer geliebt hat, bietet Ihnen Ruhe, Unabhängigkeit, und Ueberfluß an.“

„O, wie mich das rührt! — — Aber erlauben Sie mir, in Ihrem Hause würde ich nach meinen Erfahrungen das Glück nicht wieder finden, auch wenn, wenn — eine Stunde aus Ihrem und meinem Gedächtnisse verlöscht werden könnte. Auch von dem besten Menschen — und Ihr Haus, Sie, Ihren Gemahl rechne ich dazu — darf das Glück keines Menschen abhängig seyn. Glauben Sie mir, ich würde nicht eine ruhige Minute mehr in Ihrem Hause genießen. Sie liebten mich, Ihr Gemahl liebte mich; das war mein ganzes Verdienst; und diese Liebe konnte mich doch nicht gegen mein Unglück schützen, sie konnte mich nur darüber trösten. Ich fühle, ich muß auf eine andere Weise leben, als ich gelebt habe.“

„Sie sollen hier, hier mit uns leben, eigensinniger Mensch, den wir zu sehr lieben, und der darauf trotzt.“

„O nicht das! nicht das! aber lassen Sie mich! Sehen Sie, dieser Augenblick, da ich die alte Stimme der Liebe wieder höre, dieser Augenblick hat allen meinen Muth gehoben. Ich weiß, wie ich glücklich werden soll; ich weiß es so gewiß, daß, wenn ich so das Glück nicht finde: so verspreche ich, ich will zu Ihnen kommen, und will hier, wie ein verstümmelter, alter Soldat,

mein Gnadenbrod essen. Denn, Madame, ich kann mir's nicht länger verbergen, das war ich in Ihrem Hause, das war ich: als hätte die Wohlthätigkeit eine älternlose Waise oder einen Greis in ihren Schooß aufgenommen. War das Glück? kann das je Glück werden? O lassen Sie mich Sie immer lieben, und das werde ich, wenn ich glücklich bin!"

Madame bat, sie wendete alle Künste des Vertrauens, der Freundschaft an; aber Reinhold verließ sie, gerührt über diese Liebe, und voll wahren Muths, voll Entschlossenheit, sein Glück in sich selbst zu suchen, nicht außer sich mehr.

Er kam voll eines neuen Geistes nach Hause, und darum noch glücklicher, weil er sein Glück dem Beilschen Hause zu verdanken hatte. Er setzte sich sogleich nieder; er mahlte mit Muth, mit Liebe in Oel auf Papier ein Paar Landschaften. Er hatte von Jugend auf gezeichnet und gemahlt, und im Hause Beils hatte er das Talent mit Fleiß und durch den besten Unterricht ausgebildet.

Seine beiden Gemählde waren fertig. Er trug sie in eine Kunsthandlung; der Kaufmann kaufte sie für einen mäßigen Preis, und bestellte sogleich zwei andere, wozu er ihm die Kupferstiche lieferte. Die Bahn war gebrochen. Reinhold war fleißig, er lebte wie ein Sokratischer Philosoph.

Sein Handel wurde belohnender, und Reinhold wurde ein wahrer Künstler.

Er legte jetzt, mit einer feierlichen, rührenden, erhabenen Freude, den ersten Louisd'or zurück, und nun besuchte er Beils freiwillig. Er spielte jetzt mit Madame vierhändige Sonaten. Er trug zu Madame's Vergnügen bei. Er blieb selten zum Essen, nur wenn er einmal die Familie allein traf.

„O Reinhold," sagte seine Freundin — „Sie scheinen so glücklich jetzt?"

„Ich bin es fast ganz, fast ganz." rief er mit funkelnden Augen — „Ich habe es endlich gefunden, ein schuldloses Glück, unabhängig von dem rohen Willen der Menschen. Ich habe es gefunden in der Arbeit, in der Entbehrung, in der Mäßigkeit."

„Aber Sie können doch nicht immer so leben, Reinhold: obgleich ich gestehe, daß ich Sie jetzt beneide. Sie hatten einst noch bessere Hoffnungen."

Hier beugte er sich auf ihre Hand, und sagte leise im heiligen Vertrauen: „Ich liebe." Aber er hob sein Gesicht empor, und Thränen rollten aus seinen Augen, und zitternd sagte er: „Ich liebe die Tochter des Mannes, den man einen Bettler hieß; und des geliebten Mädchens heiliger Name ist Anne."

Sein Herz hatte sich der Freundschaft geöffnet. In des Entzückens schönster Wehmuth that es sich

auf. Madame fühlte das heilige Opfer, das ihr die Freundschaft in diesen Worten gebracht hatte. Sie schlang zum erstenmale ihre Arme um den Jüngling, sie drückte ihn an die keusche Brust, sie küßte ihn, und sagte schluchzend, und zitternd, wie er: „o, wie belohnen Sie, wie kostbar vergelten Sie mir meine Freundschaft, lieber, guter, edler, glücklicher Reinhold!“

Dann setzte sie sich in die Ecke ihres Sofas zurück, und sie verhüllte das Gesicht mit ihrem Tuche, und weinte, und weinte fort, und weinte, da ihr Mann kam, und ließ ihre Thränen frei fließen, und stieß einzelne Worte aus, die Reinhold nicht verstand, die aber Beil zu verstehen schien. „Du bist ein Kind,“ sagte Beil: „Ihr seid beide Kinder, gute Kinder. Und, glauben Sie mir, Reinhold, sie weint da so untröstlich, weil Sie jetzt so glücklich sind, über nichts weiter, und weil die kleine Frau da an Ihrem Glücke mit gearbeitet hat, trotz dem besten Baumeister.“ Aber Beil war selbst gerührt. Reinhold begrif so wenig Beils Worte, als seiner Frau Thränen.

Er ging nach Hause. Aber entschlossen, dem Glücke die Zukunft zu überlassen, setzte er sich in schönen Gedanken an Annen an sein Gemählde; aber doch rechnete er, ob bei verdoppeltem Fleiße es wohl möglich sey, Annen zu erhalten. Er mußte aufhören zu mahlen; denn er mußte geste-

hen, daß Anne kaum glücklich seyn könnte, wenn sie so leben sollte, als er.

Er sann auf die Vermehrung seiner Einkünfte, wie ein Geizhals; und in diesen Rechnungen störte ihn der Briefträger, der ihm einen Brief von Bernhard brachte.

Der Lohn.

Hastig riß Reinhold den Brief auf, der nichts, als eine Einladung des Alten enthielt, der jetzt in einem Dorfe in der Gegend von Heidesloh wohnte. Reinhold steckte seinen kleinen Schatz ein, packte Wäsche und Kleider in den Mantelsack, den er noch von Hause mitgebracht hatte, und war nach ein Paar Minuten schon unterwegs, mit einem Herzen, das von der Freude hoch gehoben wurde. Er war in derselben Lage wieder, als er das väterliche Haus verließ; und „noch glücklicher, als damals," — rief er entzückt: „denn alle meine Wünsche sind erfüllt!" Er fühlte keine Müdigkeit, und er erstieg jede Höhe, ob er noch nicht die blauen Berge sehen würde, die um Heidesloh herlagen.

Er sann nicht darüber nach, warum Bernhard Heidesloh verlassen hatte; gar nicht. Er fand seine Anne wieder; er dachte nur an sie, an die Freude, womit sie ihn empfangen würde.

Und so kam er endlich am vierten Tage früh Morgens an das Dorf, wo sie wohnten. Es lag in einer kleinen Ebene zwischen Sandhügeln; es war kein Paradies, wie Heidesloh; aber Anne wohnte dort, und wo Anne wohnte, war ein Paradies.

Er fragte nach Bernhards Wohnung. Man zeigte ihm am Ende des Dorfs ein ganz gewöhnliches Bauerhaus, mit Stroh gedeckt, vor dem Hause ein Paar junge Kastanien und eine Rasenbank. Das war alles, wodurch es sich von den übrigen kleinen Häusern auszeichnete. Hier fing ihm an das Herz zu schlagen. Aber die Hütte war Annens Wohnung. Er öffnete die Thüre, und befand sich auf einer reinlichen Hausflur, mit den Geräthen einer kleinen Landhaushaltung erfüllt.

Jetzt öffnete er die Thüre des Zimmers. Bernhard saß auf einem hölzernen Stuhle, eine Harke verfertigend. „Sieh da, Reinhold,“ sagte der Alte freundlich — „Du bist auf Flügeln der Liebe gereist.“ Reinhold warf seine Blicke im Zimmer umher, jetzt mit steigender Angst; denn überall bemerkte er die Zeichen der Armuth, doch der reinlichen Armuth.

„O mein Vater!“ rief er: „Gott! Anne! Anne!“

„Anne,“ sagte der Alte lächelnd — „ist unbeschreiblich glücklich; denn sie erwartet dich! und

ich danke dem Himmel, daß du endlich hier bist; denn seit meinem Briefe an dich, wollte ihr die Arbeit nicht mehr von der Hand. Reinhold, du weißt, wie das ist. Man träumt, man vergißt alles, alles, außer die geliebte Gestalt, die man erwartet. Komm! du wirst dich über Annen freuen; denn froher, gesunder, glücklicher kann kein Mädchen seyn, als Anne jetzt ist. Wir wollen sie überraschen.

Reinhold ließ sich führen; aber glücklich sollte sie hier seyn? hier? das dachte er mit schmerzender Unruhe. Der Alte führte ihn in eine Laube von blühenden Bohnen. Sie muß sogleich dort durch die Thüre kommen; sie erwartet dich erst in ein Paar Tagen.

Reinhold schwieg noch immer. Da öffnete sich die hintere Gartenthüre, die aufs Feld führte, und Anne trat in den Garten, und Reinhold sah sie durch die Blätter der Laube, und alles war vergessen. Denn das schlanke Mädchen, auf dessen Gesicht die Gesundheit, die Jugend, die Freude, die Schönheit blüheten, in schwebendem Gange, kam daher, wie eine Bäuerin gekleidet zwar, aber doch mit einem Strohhute auf dem blonden Haar, schneeweiß wie eine Nymphe. Aufgeblüht war sie jetzt in jugendlicher Fülle. So schön war sie noch nicht gewesen, als jetzt in dem engen Mieder, in dem aufgeschürzten Rocke.

Reinhold sah sie ein Paar Augenblicke, da stürzte er ihr entgegen, und sie, mit weitgeöffneten Armen, schwebte daher in seine Arme, mit dem frohen Freudengeschrei: „Er ists! Reinhold ists! Er liebt uns noch! o Reinhold, mein edler Freund!

Reinhold hielt sie in seinen zitternden Armen, und Thränen rollten über seine Wangen, nicht wie Annens Thränen, Thränen der reinsten, ungetrübtesten Freude, sondern auch Thränen des allerbittersten Schmerzes über ihre Lage.

Der Alte kam hinzu. „Wohl liebt er uns noch, Anne," sagte er — „sein ganzes Herz ist unser, und wir werden jetzt doppelt, doppelt glücklich seyn, obgleich wir schon so glücklich waren."

„Anne, Anne!" rief Reinhold — „waren Sie denn glücklich? Sind Sie es?"

„Jetzt? jetzt?" sagte sie — „O wo finde ich Worte, Ihnen zu sagen, wie glücklich ich nun bin?"

„Ob du es warst, frägt Reinhold," sagte der Alte.

„Ja, auch war ichs, Reinhold, ich war es gewiß! bis auf — —" sie schwieg erröthend.

„Nun, vollende, Anne," sagte der Vater — „bis auf —"

„Bis auf die Sehnsucht, den Wunsch, Sie wieder zu sehen, meinen edlen Freund, den Freund

meines Vaters. Aber diese Sehnsucht, will mein Vater, war selbst ein Glück. Ja, manchmal war sie ein Glück; aber doch bin ich nun unendlich glücklicher. Sie reichte ihm beide Hände, und sah ihn mit freundlich=lächelnden, unschuldigen Augen an.

„Nur, siehst du, Reinhold," sagte der Alte ruhig — „hat sichs mit uns geändert; seltsam! mit dir und uns. Wie ist denn das gekommen, daß du Beils Haus verlassen hast? Dein Brief, Reinhold, hat das Ding nicht recht deutlich gemacht. — Aber, Kinderchen, das wollen wir zu unserm Tischgespräch machen. Jetzt haben wir zu thun, wenn unser Heu trocken auf den Boden soll. Du wirst Annen helfen, Reinhold."

Reinhold erhielt eine Harke; und nach einer Stunde Ruhe zogen sie hinaus auf die Wiese, um Heu zu wenden. Reinhold ging an Annens Seite; die Arbeit wurde zu einem Vergnügen. Das Gespräch, das durch die Arbeit jeden Augenblick unterbrochen wurde, verwandelte sich aus Nothwendigkeit in Scherz, Lachen und lustige Einfälle. Sie ruheten, so bald Anne ermüdet war, und das bestimmte der Vater. Als die Sonne höher herauf kam, wurde die Arbeit einer Magd überlassen. Anne mußte die Küche besorgen.

„O mein Vater!" rief Reinhold, da er

mit dem Alten allein war, und Thränen füllten seine Augen: „o Gott! Gott! muß Anne so — arbeiten? kann sie so glücklich seyn? O ungerechter Himmel!“

Der Alte sah ihn mit großen Augen an. „Arbeiten? Annens Arbeit ist die Würze ihres Lebens, die Quelle ihrer Gesundheit. Sie arbeitet nicht ein Drittel so viel, als hier jedes reiche Bauermädchen arbeiten muß. Und ich bin ärmer! Glücklich? Sie ist es! Und in der That! Reinhold, ich hatte ein wenig bei meiner jetzigen Lebensart auf dich gerechnet; da du aber unser Leben für ein Unglück hälst, so — —“

„O mein Vater!“ rief er, und warf sich an des Alten Brust — „mit Annen zu arbeiten, das ist die Krone des Lebens.“

„Und für Annen, weil du sie liebst? Meinst du nicht?“

„O gewiß, das ist Seligkeit, Vater!“

„Wie denn die Liebe alles, alles veredelt, aus der Sklavenkette ein Geschmeide der Ehre macht, sogar aus dem Tode für einen geliebten Menschen ein süßes Opfer. Gerade so denkt Anne auch, mein Sohn. Sie arbeitet für mich, wie ich für sie. Sie entbehrt für mich, wie ich für sie! Und was denn? Die Mädchen hier beneiden ihr noch immer ihre Kleidung; und eine Fürstin würde, denk ich, ihre Zufriedenheit beneiden. Was willst du also? Sie ist glücklich, das wirst du sehen. —

Ich gestehe dir, Reinhold, ich rechnete auf dich bei unserer Lage; aber vergeblich, denn du verließest Beils Haus, und wurdest freiwillig, was wir sind, ein Bettler."

Reinhold war nie im Leben so bestürzt, als bei diesem Vorwurfe. Er erzählte jetzt dem Alten die Begebenheit.

„Und du dachtest nicht an Annen? Du wußtest also noch etwas, was dir theurer war, als Anne? deine Ehre?"

Reinhold war in Verlegenheit; aber zuletzt antwortete er doch bestimmt: „Ja!"

Der Alte reichte ihm die Hand. Und welchen andern Bürgen kannst du für deine Liebe stellen, Reinhold, als deine Ehre? Du gabst die nahe Hoffnung auf Annens Besitz auf, um deiner Ehre willen. Mit Ruhe kann ich jetzt meine Anne, nicht deiner Liebe, sondern deiner Ehre, deinem Gewissen anvertrauen. Und wäre dir unser Leben nicht so unglücklich vorgekommen; so hätte ich dir Annens Hand jede Stunde gegeben."

„Ha! mein Vater!" rief Reinhold, außer sich vor der überraschenden Freude.

„Das ist jetzt nichts, mein Sohn! Aber du siehst ein, daß ein Mensch leicht, sehr leicht in unsre Lage gebracht werden kann, durch Unglück oder freie Wahl, und daß —"

Aber Reinhold hörte ihn nicht aus. Er stürzte in die Küche, er hohlte Annen. Er warf sich vor dem Vater nieder. „O Vater!“ rief er — „hier knie ich, bis dein Mund mir den Segen giebt, das Glück meines Lebens, den kostbarsten Edelstein des Himmels.“

Da hob der Vater das glänzende Auge gen Himmel, und rief: „Nein, ich bin nicht unglücklich! nein, nein, ich war nur ungerecht! Ich kann ja glückliche Menschen machen! Ich kann ja die reine Unschuld mit den Freuden des Himmels belohnen. — Anne! Reinhold liebt dich! Nimm seine Hand! sey sein Weib! Belohne ihn, sein reines Herz, mache sein unentweihtes Leben zu einer Kette von Glückseligkeit! O ihr, ihr werdet unaussprechlich glücklich seyn!“

Da sank Anne neben Reinhold auf die Knie, erblassend von der freudigen Bestürzung. Sie schlang den Arm um des Jünglings Schulter. Knieend sanken sie einander in die Arme; die Küsse, die Thränen, ihre Seufzer mischten sich, und ihr Vater segnete das unschuldige, selige Paar.

Das Glück des Lebens.

Man machte nun sogleich Anstalt, die beiden Liebenden zu vereinigen. Reinhold kleidete sich anders, viel einfacher, den Landleuten, mit denen

er leben sollte, ähnlicher. Er arbeitete für sie alle. Er wollte alles allein thun. Der Vater lächelte. „O Freund, vier Wochen arbeiten heißt gar nichts. Sey mäßig: du hast noch ein ganzes Leben vor dir, von dem jeder Tag seine Arbeit von dir fodert.“

Reinhold wurde nach und nach mäßiger. Er sah, daß der Alte in seiner Ruhe, mit Nachsinnen mehr für ihr Leben that, als er mit der raschen Arbeit. Er hatte im Garten eine ausgesuchte Baumschule, die er nach und nach mit den edelsten Obstarten veredelte. Er nannte die Baumschule sein Peru. Anne hatte schon seit den zwei Jahren die sie hier lebten, die schönsten Blumen gezogen. Sie wurden in die nahe, blumenarme Stadt verkauft. Bernhard, der ein weiser Gärtner war, zog das schönste Gemüse, und sammelte den schönsten Saamen von den Pflanzen. Das war eine neue Erwerbsquelle, die mit jedem Jahre wachsen mußte.

Ehe Anne Reinholden ihre Hand gab, lernte er noch, daß sie wahrhaft glücklich war, daß sie sogar, da nun noch sein starker Arm für den Ackerbau dazu kam, daß sie sogar für die Eleganz etwas übrig hatten. Sie wurden Mann und Weib. Die Liebe, die Unschuld, die Jugend gossen die hochsprudelnden Quellen des Glücks über das junge Paar in immer frischen Wogen. Ein hoher Geist ergriff den jungen Mann; eine ruhige

Stille lagerte sich in seine Seele, ein stolzer Muth, die feste Gewißheit, dem Leben das Glück, für Annen wenigstens, abzugewinnen. Im Sommer war er Ackermann, im Winter wurde er Künstler. Er mahlte, er mahlte mit hohem Geist; er erwarb mit seiner Kunst für die Noth einen Schatz, für den Genuß eine reiche Quelle. Ein kleines Instrument fand seinen Platz in dem Häuschen, das immer bequemer wurde. Der Winter wurde die Zeit der Ruhe, und der geistigen Vergnügungen.

„Kann unser Glück noch höher steigen?" fragte der Alte begeistert seine Kinder nach sechs Monaten. Sie sagten beide eben so begeistert: „Nein!" und es stieg noch höher, denn Anne wurde Mutter. O wie wenig sind die ersonnenen Freuden des Luxus gegen die gewissen Freuden, welche das Leben vertheilt, aus der Hand der Natur!

Da erhielt der Vater einen Brief aus der Stadt, wo Beil wohnte. Er mußte selbst dahin, um eine kleine Summe, die er erhalten sollte, in Empfang zu nehmen, und ein Zeugniß abzulegen, das nothwendig war.

„Ich reise," sagte der Alte. — „Du begleitest den Vater, Reinhold," sagte Anne.

„Warum nicht auch du, liebe Anne?" meinte der Vater. „Mich dünkt, wir haben Alle ein Vergnügen verdient." Reinhold faßte beide

Hände seiner Frau, um ihr schnell das Ja zu dieser Reise abzunehmen.

„Hm!" sagte der Alte: „du wirst Beils besuchen müssen; deine Kleider aber, Reinhold —"

„Sind nun einmal fort, Vater," fiel er ein, aber einen sehnsuchtsvollen Blick auf Annen werfend; denn nur für ihren Putz war er besorgt. Aber auch Anne mußte so reisen, wie sie die Festtage ging, und wie sie Reinholden so reizend schien.

Sie kamen in die Stadt; sie kehrten in das alte Wirthshaus ein, das Reinholds Trennung von Beils verursacht hatte. Reinhold mußte, nach dem Wunsche des Vaters, sogleich zu Beils gehen. Er that es, doch ein wenig verlegen über seinen Anzug. Er nannte seinen Namen dem Bedienten, und Madame stürzte mit einem Freudengeschrei die Treppe herab, und schloß Reinholden, trotz seiner Kleidung, in ihre Arme. Sie führte ihn sogleich in ihres Mannes Zimmer, sie sah gar nicht, wie er gekleidet war. Sie war wieder seine alte treue Freundin.

„Und vor Freude," sagte Beil — „siehst du nicht, daß unser Freund nicht glücklich ist? O Reinhold, warum mußten wir das nicht wissen?

Hier sah ihn Madame an. Eine dunkle Wolke von Betrübniß bedeckte die glänzenden Augen.

Aber Reinhold sagte lächelnd, und freimüthig: „Ich nicht glücklich? O mein Gott! ich nicht glücklich? o in dem weiten Umfange des Weltalls ist kein Wesen, das sein Glück mit meinem messen kann.“

Hier umarmte ihn Madame Beil. Sie zog ihn neben sich auf dem Sofa. Er sollte ihr erzählen. Als er Annen nannte, und zwar als seine Frau: da sprang Madame auf, und rief: „Er ist glücklich! o er ist glücklich! Sie heißt Anne! — O Reinhold, warum haben Sie Ihre Frau nicht mitgebracht?“

„Sie ist hier! Sie hat mich begleitet.“

„O Gott!“ rief Madame, in die Hände klatschend — „sie ist hier? wo?“ — Sie erfährt das Wirthshaus; sie stürzt hinaus. Reinhold hörte den Wagen rollen. „Ich wollte wetten, meine Frau hohlt die Ihrige,“ sagte Beil lächelnd. Reinhold lachte, und in einer Viertelstunde trat Madame mit Annen und deren Vater ins Zimmer.

„O theurer Mann,“ rief Madame — „sieh, o sieh diesen Engel des Himmels! O begreif doch, wie glücklich Reinhold ist!“

Madame hatte die wahre Manier, Annens Blödigkeit zu vertreiben. Sie erzählte ihr mit einem schwesterlichen Vertrauen von der alten Zeit, da Reinhold noch in ihrem Hause gelebt hatte, wie gut er gewesen, wie treu Annen, wie edel!

wie alle ihn geliebt hatten! wie noch jetzt hundert Menschen, denen er wohlgethan hatte, für ihn beteten. Sie hohlte den alten Buchhalter herauf, der sich Reinholden in die Arme warf, mit der Begeisterung eines Jünglings, und ihn tausendmal den Edelsten aller Menschen nannte. Anne zerfloß in süßen Thränen. Sie umarmte Madame tausendmal. Sie nannte sie Mutter, Schwester, Freundin. Sie war hier zu Hause. Sie reichte Reinholden die Hand, und sagte: „O welche Menschen! o wie glücklich warst du!"

Nun wollte Madame ihnen Zimmer anweisen. Das verbat Reinhold mit Ernst.

„Wie?" rief Madame: „Wie? Ich sollte zugeben, ich könnte zugeben, daß Sie unter einem andern Dache lebten, als unter meinem? O Reinhold, wenn Sie das foderten: so wären Sie meiner Freundschaft, oder ich der Ihrigen nicht werth." — Bernhard willigte ein, als er gefragt wurde; Anne auch; Reinhold mußte sich ergeben.

„Aber, Madame, sagte er heimlich — „Sie werden erlauben, daß wir allein essen zum mindesten."

Weil antwortete: „Sie haben Recht, Reinhold! aber meiner Frauen Kleider werden der theuren Anne sehr genau passen, und die meinigen Ihnen. Lassen Sie! Der Verlegenheit ist ab-

geholfen. Aber essen müssen Sie mit uns, durchaus!"

„Dann," sagte Reinhold — „dann essen wir, so wie wir sind, in unsern Kleidern mit Ihnen. Ich werde nie etwas verläugnen, was mein ist, Herr Geheimerath. Besser wäre es dennoch, wir äßen allein."

„Ich sollte meinen Freund Reinhold verläugnen?" rief Madame eifrig — „o mein Herr, wir sind nicht ganz ohne Edelmuth."

Sie aßen den Mittag da, und Beil führte Annen, die von dem allen gar nichts wußte, in den Eßsaal. Madame ließ sich von Bernharden führen. Das gab ein Aufsehen; denn die Gesellschaft war groß. Reinholds Gesicht überzog sich auf einen Augenblick lang mit einer Glut von Scham, aber nur einen Augenblick lang. Als Madame ihn seinen alten Bekannten präsentirte, und man ihn fragte, wo er jetzt wäre: da sagte er lächelnd: „Ich bin ein Landmann in Sandenberg."

Doch das alles dauerte nur Minuten lang. Bernhard erhielt durch sein ruhiges, weises und belehrendes Gespräch die Aufmerksamkeit seiner Nachbarn. Anne saß da, wie eine Huldgöttin. Ihr Lächeln, die schöne Stimme, mit der sie sprach, der Geist ihres Gesprächs verwandelte die Blumen in ihrem Haar in Brillanten, und das weiße einfache Zeug zu ihrem Kleide in kostbare

Stickerei. Die jungen Leute am Tisch fingen sogar an, der Familie diese einfachen Sitten zu beneiden. Man verzieh hier zum erstenmale in der wirklichen Welt den Mangel der Modekleidung und der Pracht.

So lebten sie hier mehrere Tage lang, und Reinhold war der erste, der des Lebens müde wurde.

„Liebster Reinhold,“ sagte Madame zu ihm, in Gegenwart des alten Bernhards: „ich habe mit dem Minister gesprochen, und so ernsthaft, und mein Mann, obgleich er Sie für glücklich hält, hat so einen bestimmten Theil an der Unterredung genommen, daß der Minister nur wissen darf, in welchem Amte Sie am liebsten dienen wollen. Ich kenne Ihre Grundsätze recht wohl; aber die Zuflucht auf das Land bleibt Ihnen ja immer offen, wenn Sie Ihr Amt niederlegen wollen oder müßten.“

Reinhold saß tiefsinnig da: „Bedenken Sie,“ fuhr Madame fort: „Anne, sie ist wohl glücklich; aber, mich dünkt, sie könnte noch glücklicher seyn. Sie selbst, Reinhold. Ihre Arbeit mag nicht schwer seyn, aber wir leben doch nun einmal in einer Welt, die —“

„Madame,“ sagte Reinhold — „ich fühle, Sie haben Recht; aber es ist seltsam, sehr seltsam. Ich bin so glücklich, daß ich mich fast

scheue, fast zittre, eine Hand an unser Glück zu legen. Mein Vater, was sagen Sie?"

„Ich? lieber Reinhold, was ich sage, darf dich nicht binden. Das einfachste Leben ist mir ein Bedürfniß; und das Landleben ist das einfachste unter allen. Mich dünkt, ich könnte sogar nicht einmal der Arbeit entbehren. Sie ist mir zur Gewohnheit geworden. Unser Häuschen könnte größer seyn, unsre Gegend schöner, unsere Arbeit kleiner, unsre Einnahme reichlicher; — aber meinst du Reinhold, viel größer, viel schöner, viel kleiner?"

„Bei Gott! nein!" rief Reinhold, „denn wir haben noch nie daran gedacht, daß das alles unser Glück vermehren könnte."

„Laß uns berechnen: was geht uns ab, mein Sohn? Ein Paar Armseligkeiten — vergeben Sie mir, Madame, daß ich so nenne, was so ist. — Noch ein Paar Jahre, und wir haben, was wir wünschen könnten; und, was das Beste ist, wir verdanken es dir, deiner Kunst, deiner Liebe. Sag nur selbst, was uns beiden abgeht? Denn Anne hat keine Wünsche, weil sie nichts anders kennt, als Sandenberg und Heidesloh."

„Keine andern Wünsche, Herr Bernhard?" fragte Madame.

„Keine andern, Madame, als die reizende Gegend um Heidesloh, jenen Garten, jene Wälder, jene Bäche, die von Felsen zu Felsen

stürzen, den See, über dem die Sonne aufging, auch verlangt sie wohl nach dem Säulengange vor unserm Hause, und einem der hellen, hohen Zimmer. Da haben Sie Annens ganzes Glück. Meinst du nicht Reinhold? Was die Stadt ihr seyn würde, weiß ich nicht. Weißt du es?“

„Nein,“ rief Reinhold, aufspringend — „ich wäge Annens Zufriedenheit nicht. Mein Vater hat Recht; wir können nicht viel glücklicher, aber leicht unglücklicher werden!“

Madame Beil schwieg; und ihre Gäste reisten endlich wieder nach Sandenberg zurück.

Das Haus wurde mit der Zeit vergrößert, Annens Wünsche wurden erfüllt: sie wohnten in einem hellen, hohen Zimmer. Statt des Säulengangs vor dem Hause zog Reinhold eine Laube von Geisblatt. Der Garten wurde mit jedem Jahre schattiger. Einer der Sandhügel in Bernhards Felde wurde bepflanzt mit Tannen. Ihr Leben wurde bequemer. Bernhard gab es gern zu, daß nach und nach Anne mit ihren Kleidern wieder in einen höhern Rang zurückkehrte. und mit den Töchtern des Predigers gleich gekleidet war. Der Arbeit wurde immer weniger, und sie beschränkte sich zuletzt fast nur auf die schöne Gartenarbeit. Der Vater war Verwalter ihrer Kasse, und es fand sich immer Geld genug, auch zu kleinen Vergnügungen. Es wurden Aecker zugekauft. Bernhard hatte den schönsten Vieh-

stand, die reichsten Erndten, das schönste Haus. Sie wurden geliebt; denn Niemand foderte so wenig von Andern, und that so viel für Andere, als sie. Sie waren glücklich!

Reinhold erfährt alles.

Nach ein Paar Jahren, da das Glück der Bernhardschen Familie den höchsten Grad erreicht hatte, fuhr ein Wagen vor das Haus, und Beils stiegen aus. Da flog die Freude durch das Haus und die froheste Geschäftigkeit, die geliebten Gäste recht gastfreundlich zu bewirthen.

Beil that jetzt Reinholden den Vorschlag, die Güter eines Kindes zu pachten, dessen Vormund er geworden war. „Sehen Sie, Sie bleiben auf dem Lande, Ihr Vater auch. Sie behalten dieselben Beschäftigungen, nur im Großen.“

Reinhold warf einen Blick auf seinen Vater. Dieser saß ruhig lächelnd da. Beil drang auf eine Antwort. Er hatte den Anschlag der Güter bei sich. Reinhold sah ihn durch. Die Gegend war nicht besser, als seine jetzige. Das Haus war groß, der Garten weitläuftig, der Gewinn bei Fleiß und Aufmerksamkeit sicher und groß.

„Ich scheue die Arbeit nicht,“ sagte Reinhold — „und so würde ich den Vorschlag an-

nehmen, wenn mein Vater es wollte. Aber glücklicher kann ich nicht werden, als ich bin, mein gütiger Freund: das glauben Sie mir. Nur meine Arbeit wird vermehrt; und ich werde viel von meinem Vergnügen aufopfern müssen. Das sehe ich voraus. Auch würde ich nur auf zwölf Jahre den Pacht unternehmen."

„Und dann?" fragte der Vater ruhig.

„Und dann in einer schönern Gegend, wäre es möglich in Heidesloh, so bis an meinen Tod leben, wie jetzt; nicht anders!"

„Ist das ihr Ernst?" fragte Beil.

„Mein heiligster Ernst," antwortete Reinhold — „so daß ich für mich den Vorschlag sogleich ausschlagen würde, der mir nichts bietet, als eine schwerere Arbeit, und nach zwölf Jahren erst den Lohn dafür: ein Leben, wie ich es schon führe. Und die Frage ist es noch immer: ob ich dann noch fähig seyn werde, so glücklich zu seyn, als ich jetzt es bin."

„Das glaube ich wahrlich nicht," sagte Bernhard.

„Sie glauben das nicht, Vater? Dann, dann, liebster Vater, wollen wir hier sterben! Ich sage nein! von Herzen nein!"

Da sprang Bernhard auf, und flog mit dem Feuer eines Jünglings in Reinholds Arme, und rief: „O seht, seht! Er ist weise geworden! Er ist glücklich! Ich bin glücklich! —

O Beil! Beil! mein treuer Freund, wie danke ich dir! Mein Kind ist glücklich! —" Beil und Bernhard hielten sich lange umarmt. Reinhold machte große Augen, da Bernhard auf einmal den Geheimerath Du nannte.

„Merken Sie denn noch nicht," fragte Madame, ihn mit Thränen umarmend: „daß Beil und Ihr Vater Busenfreunde sind? nicht, daß wir Sie zu uns nahmen, um das edelste Herz zu prüfen, zu befestigen? Ach, Reinhold, das Herz, das jede Prüfung bestand! O Reinhold, wie schwer ist es mir geworden, Ihnen nicht alles zu verrathen, Ihr Glück, Annens Liebe, deren Namen sogar, diese treue Lippe" — hier küßte sie seinen Mund — „verschwieg."

„Ja, ich habe dich geprüft, Reinhold," sagte Bernhard — „Ich wurde um das Glück meines Lebens betrogen, durch ein Herz, das schön war, wie das Herz eines Engels, und das nur nicht den armseligen Glanz der großen Welt aufopfern konnte. Da floh ich mit meinem Kinde in die Einsamkeit, und schwor, und hielt das Kind zum Himmel empor, und schwor, sie sollte die Lockungen der Welt nicht kennen lernen. Und ich erhielt meiner Anne Herz heilig, unschuldig, rein, unentweiht, wie das Licht. Sie ist es noch. O Reinhold, da ergriff mich aber der schreckliche Gedanke, daß ich dieses reine Herz, diese stille, heilige Unschuld dennoch wieder in die Hände

eines Fremden geben müßte, daß Untreue das Herz meiner Anne zerbrechen würde. Ich suchte einen Jüngling, fromm wie sie, rein wie sie; und ihr Engel — o Gott! Gott! wie gnädig warst du! — ihr Engel führt mich in die Gasse, wo du aus dem Hause des Prorektors mit Thränen tratest. Deine Kleidung, deine Unschuld auf dem blühenden Gesicht, deine Thränen, deine Verse aus dem Horaz zogen mich an dich! Ich fand, den ich suchte. Aber du kanntest die Menschen so wenig, als Anne. Ich konnte dir das Glück ihres Lebens nicht anvertrauen. Da versprach mein treuester Freund, Beil, dich mit der Welt auf eine unschädliche Weise bekannt zu machen, und zu gleicher Zeit dein Herz zu prüfen, dem ich wohl trauete."

Reinhold warf sich aufs neue in seines Vaters Arme, er dankte ihm noch einmal für seine Liebe; dann setzte er sich zu Madame Beil. „Also, liebe Freundin, Sie haben mich mehrere Jahre hindurch — Ach, ich Lamm, daß ich es nicht errieth! — Also das alles war erdichtet?"

„Alles. Die Begebenheit mit Hannchen—"

„Und mit dem Buchhalter?"

„Erdichtet. Der Gewinnst in der Lotterie ebenfalls erdichtet. Mein Amt der Armenpflege mußten Sie mir abnehmen, und, Reinhold, Sie thaten mit zehn Thalern mehr als ich mit Hundert. Reinhold, ich war oft entschlossen, Ihnen unser Geheimniß

zu verrathen. Sie haben mich oft heiße Thränen gekostet.“ — Hier stand sie auf; sie ergriff Bernhards beide Hände. „Und nun!“ sagte sie — nun! o glücklicher Vater! Nun endigen Sie!“

„Gut denn, liebe Frau,“ fiel Bernhard ein — „ich will hinzufügen, was unserm Glücke noch fehlt — eine schöne Gegend. Aber wenn ich es auch könnte, so würde ich nicht mehr thun. Denn auf Prachtsälen gedeihen solche Herzen nicht, wie unsre. Ein Schmuck von Edelgesteinen ist für das Herz meiner Tochter zu schwer. Die Natur ist ihr Schauspiel, eine duftende Blume ihr Schmuck, eine Sommernacht ihre Freude, und die erwachende Welt des Frühlings, voll Leben und Liebe ihr Karneval.“

Hier trat Anne ins Zimmer, den fünfjährigen Knaben an ihrer Hand. Sie hatte mit ihm die Herbstblumen aufgesucht, die den Mittag den Tisch schmücken sollten. Sie hörte die Begebenheit. Sie lächelte mitleidig. Dann sagte sie leise zu ihrem Mann: „Mich dünkt, das alles war ganz unnöthig. Ich kannte dich ja von dem ersten Tage an, da wir oben vom Heidesloher Bühel zurück kamen. So war das auch wohl eine Prüfung, Reinhold, daß du mir so lange deine Liebe verschwiegst? — Ach, Vater, sein Auge, und mein Herz hatten mir längst alles entdeckt, und ihm ging es eben so mit mir.“

Madame wollte ihren Willen haben. Sie fragte Annen allein, über das was sie wünschte, was ihr fehlte. Anne lächelte, sie besann sich lange; aber sie gestand, sie wüßte nichts, gar nichts.

„Zum mindesten doch eine schönere Gegend, liebste, süße Anne?“

Anne schüttelte langsam den Kopf. „Die Gegend hier ist mir zu einem Paradiese geworden,“ sagte sie — „In Heidesloh war der Bühel, wo ich mit ihm stand, der Baum, wo ich mit ihm saß, ja! aber hier! hier! — „Ihr Auge fing an zu glänzen. „Hier ist die Laube, die er mir pflanzte, sind die Bäume, die er zog, die er pfropfte, ist der Tannenhügel, den seine Hand bepflanzte. Ach, hier wohnt mein Glück! überall wohnt mein Glück, wohin er geht.“

„Aber es giebt Bequemlichkeiten des Lebens, liebste Anne, die doch — zum Beweis, Equipage —“

„Nein, nein! nein! nein!“ rief sie schnell wiederhohlend — „Ein Spaziergang mit ihm, an seiner Hand, wo wir bald stehen, uns zulächeln, uns erzählen, bald wieder stehen, dann sitzen. O nein! nein!“

„Aber die bessere Gesellschaft, liebes Kind?“

„Wird sie ihn mehr lieben, als die Menschen hier, die er beglückt: so will ich gehen; aber die Menschen hier sind gut, so gut, wie irgendwo, sagt mein Vater, und er hat die Welt gesehen.“

Hier schwieg Madame, ein wenig erröthend. Sie legte den kleinen Finger nachdenkend an die Rosenlippe, und sagte dann schnell: „Guter Gott! ich biete Ihnen für Liebe: — Neid, Haß, Eifersucht, Schmähungen; für die Natur eine arme Kunst. Sie haben Recht, Anne! Gott segne Sie!“

Beils reißten ab, und die Familie blieb glücklich, wie sie war, außer daß Reinhold erfuhr, sein Schwiegervater war nicht so arm, als er geschienen hatte. Er dachte kaum daran, außer weil er sich freuete, daß nicht leicht ein Unglück, eine Mißerndte, ein Hagelschlag seine Anne betrüben konnte.

Reinhold kehrt nach Hause zurück.

Ein Paar Tage nach Beils Abreise, sannen der Vater und Reinhold darüber nach, welche Gegend die schönste wäre, die sie wählen könnten zu ihrem künftigen Aufenthalte: aber es ging ihnen fast wie Annen. Ihr Glück hatte die Gegend, wo sie lebten, zu einem Paradiese gemacht.

„Seltsam!“ sagte der Alte — „es sollte eine Prüfung für dich seyn, mein Sohn; darum wählte ich diese arme Natur, und sie hat mein Herz gestohlen, so gut wie deins. Aber laß uns doch weiter denken!“

Ein schwarzgesiegelter Brief an Reinhold machte ihrem Gespräch ein Ende. Reinholds Vater war todt; die Mutter bat ihn sehnlich, nach Walen zurück zu kehren, damit er den ersten Februar sein Recht auf dem Schlosse behaupten könnte. Anne und ihr Vater riefen zu gleicher Zeit: „O dahin, dahin laß uns ziehen, in das Paradies deiner Jugend." Eben wollte Anne hinzusetzen: „ich kenne ja Walen, deinen Hügel, Reinhold." — Aber Reinhold fiel nicht ein. Thränen stahlen sich aus seinen Augen. „Mein Vater!" sagte er leise — „ich habe ihn nicht wieder gesehen!" Er ging hinaus zwischen die Tannen, und dort brachte er ein Paar schwermüthige Stunden zu.

Aber beschlossen wurde die Auswanderung nach Walen. Das Bauergut wurde verkauft, und den zehnten Januar fuhr Reinhold mit seiner Familie wieder in Walen ein. Es war ein mondheller Abend; am reinen Himmel blitzten die Sterne. Anne hatte die Fenster des Wagens geöffnet. Rechts lag der große Teich, wie ein Spiegel, links flimmerte das Schloß mit den großen Fenstern, die hell erleuchtet waren, auf seiner Höhe. Da ließ Reinhold zwischen Ulmen den Wagen halten. Er stieg aus mit seiner Familie, und ging den viel nähern Weg über eine kleine Wiese nach seinem Hause.

Er führte Annen; sie fühlte, daß er zitterte. „Das ists," sagte er leise, und zeigte auf ein niedliches Häuschen. Er ging hinein; niemand kam ihm entgegen. Er öffnete das Wohnzimmer, leise, mit zitternder Hand. Da saß die Wittwe, das Haupt in die Hand gestützt, in tiefer Trauerkleidung. „Mutter! Mutter!" rief Reinhold schluchzend, und knieete vor der Frau hin, die ihm das Leben gegeben hatte.

Die Mutter mit dem Geschrei: „Mein Reinhold! mein Kind!" sank in seine Arme, zog ihn an ihre Brust, an ihre Lippen, obgleich sie schon die Frau sah, die mit dem Kinde auf der Schwelle stand. Dann aber ging sie mit freundlichen Verbeugungen ihrer Schwiegertochter entgegen, und sagte mit höflichem Tone: „Ohne Zweifel habe ich die Ehre, in Ihnen —"

Aber Anne sank zu den Füßen der Mutter, ergriffen von dem heiligen Gefühl der Tochter, die nun zum erstenmale eine Mutter begrüßt, und seufzte: „O liebste, angebetete Mutter!" und küßte ihre Hand. Die Mutter war auf diese Szene nicht vorbereitet. „O Frau Tochter! o Frau Tochter!" sagte sie, und wollte die Knieende empor heben. Aber Anne, deren Herz schon den ganzen Tag, durch die Nähe bei Walen, erweicht war, blieb unbeweglich liegen, und ängstigte die Mutter, die nicht wußte, mit welcher Art von Höflichkeit eine solche überschwengliche

Demuth zu erwiedern wäre. Das „Frau Tochter!“ mit einem zärtlichen Beinamen über den andern — „beste Frau Tochter! Theuerste Frau Tochter! Hochgeehrteste!“ floß von ihren Lippen, bis endlich Reinhold seine Frau empor hob, und sie an die Brust seiner Mutter warf.

Da sah endlich die Mutter das Gesicht ihrer Tochter im vollen Glanze des Lichts, von einem himmlischen Lächeln belebt, und sie sagte jetzt: „Ach, ich habe meinen Reinhold recht lieb! Aber das dachte ich doch nicht, daß er mir so — einen — Engel“ — sagte sie mit einer Verbeugung — „ins Haus bringen würde. — In Ihr Haus, meine liebe Frau Tochter! Sie finden noch alles — lieber Gott!“ — Hier sah sie im Zimmer umher.

„Eine Mutter finden wir,“ rief Reinhold — „eine theure, geliebte Mutter; und Sie finden Kinder, liebste Mutter. Meine Frau heißt Anne, und ich bitte Sie, liebe Mutter, sie Anne und Du zu nennen.“

Da rief die Frau mit Weinen: „O, wenn ich darf, mein Kind Reinhold! wenn ich darf, so bin ich glücklich! Gebetet habe ich alle Tage für deine Frau, mein Kind, und nun finde ich mehr, als ich wünschte, einen freundlichen Engel, schöner sogar, als die gnädige Frau, die auch erst angekommen ist, und die sie für ein Wunder halten. Liebste Tochter! Liebste — Anne!“

Da war es heraus, und nun erst drückte sie mit Mutterliebe die schöne Frau an ihre frohe Brust.

Da brachte Reinhold seinen Sohn. Nun brach die Liebe der Großmutter in lodernden Flammen aus ihrem Herzen hervor. Sie vergaß sogar, daß noch ein Mann sich nach und nach näherte. „Mein Vater," sagte Reinhold. Die Mutter war schnell in der Höhe; denn sie saß vor dem Kinde. Sie machte Verbeugung über Verbeugung; aber ihr Blick musterte doch den Alten ein wenig, seine Kleider, seine ganze Gestalt.

Dann ging sie hinaus, um Anstalten zum Essen zu machen. Reinhold ging in demselben Augenblicke hinaus auf den Kirchhof. Seine Mutter hatte ihm das Grab seines Vaters so bezeichnet, daß er es finden konnte.

Während dieses kindlichen Opfers ging die Mutter ab und zu. Sie wußte eigentlich gar nicht viel von ihres Sohnes Umständen. Einige reiche Geschenke aus Beils Hause hatten ihr die Vorstellung beigebracht, ihr Sohn sey ein reicher Mann. Diese Vorstellung sank doch sehr tief wieder bei dem Anblicke des Alten. Ihre Hoffnungen, daß doch endlich ein Masbach einmal recht gut gekleidet den ersten Februar feiern sollte, verschwanden wieder, und doch wußte sie nicht, welch ein Geist der Freude in ihre Seele gezogen war. Sie hatte sich vor der Ankunft ihrer Schwie-

gertochter gefürchtet, und diese Tochter, schön wie ein Engel, hatte vor ihr gekniect. Die schlechte Kleidung des Alten verdarb die bessere Freude ihres Herzens nicht. „Wenn mein Reinhold nur glücklich ist!" sagte sie laut in der Küche.

„Das ist er, Mutter," antwortete eine Stimme, die Stimme ihres Reinholds, der eben zurück kam. „Ich bringe Ihnen die alleredelsten Menschen ins Haus, Menschen, die Sie auf den Händen tragen werden."

Der erste Februar.

„Und Reinhold ist auch wieder da!" gings im Dorfe herum — „mit Frau und Kind und Schwiegervater dazu. Und der erste Februar ist auch vor der Thüre, und die junge Baronin hat erklärt, daß sie nichts von dem ersten Februar wissen will. Aber es wird am Ende gehen, wie immer; denn der alte Herr verstand ein Testament zu machen."

Die Leute im Dorfe hatten Recht. Die junge Dame auf dem Schlosse betrachtete das Wandgemählde, und fragte: „Was ist das?" Und Eberhard antwortete: „Vor undenklichen Jahren, mein Kind," ohne aber ein Wort von dem Testamente fallen zu lassen. Sie betrachtete das Gemählde. Aber sie, eine große Kunstfreundin,

hatte einige Salvator Rosas, Wouvermanns, einige Everdingen, und einen Kranach mitgebracht, so glatt und steif und bleich, als je ein nachgemachter Kranach gewesen ist; und da sie den Haushofmeister fragte: „Von wem ist da das Wandstück?“ und der Haushofmeister anfing: „Vor undenklichen Jahren“ — so erklärte die schöne Frau das alte Gemählde für unerträglich, und befahl, es abzunehmen. „Dort soll mein Kranach hängen, und dort ein van der Werft, und hier ein unschätzbarer Salvator Rosa — Nun was sehen Sie mich so starr an?“

Der Haushofmeister antwortete, und er war erblaßt vor Schrecken; denn die junge Dame hatte eine eigene Art zu befehlen, der man nicht gern ein Nein entgegen setzte. Er antwortete: „das Gemählde dort darf nicht weg, Ihr Gnaden! Denn vor undenklichen Zeiten —“

„Darf nicht weg?“ fragte sie erstaunt: „Ich befehle, daß es heute Abend nicht mehr hier hängt.“ Sie ging, und die Federn wehten zornig und rauschend, wie sie ging.

„Ja, gehorsamer Diener!“ sagte der Haushofmeister, wie die Thüre verschlossen war, hinter ihr her: „wird wohl hängen bleiben.“ Und es hing am Abend noch, da sie durch die Flügelthüre hereinrauschte, und den Blick an die Wand warf.

„Ich habe befohlen!„ rief sie mit gefalteter Stirn. Da erfuhr sie denn einen Theil des Te-

staments. „Und das leidest du?“ rief sie mit einem stolzen Gesichte. Sie erfuhr die Bedingung, unter der an der Wand dort ihre Rosas hängen dürften, nicht von ihrem Gemahl, sondern von dem Haushofmeister, der das Testament auswendig wußte.

„Ich habe einen Wald!“ rief sie entzückt — „o mein Wald von Salvator, der muß da hängen!“

„Er kann nicht schöner seyn, Ihr Gnaden,“ antwortete der Haushofmeister — „als der, den wir verlieren, wenn das geändert wird.“

Am andern Morgen fragte der Baron den Haushofmeister: „was giebts Neues?“

„Masbach ist gestern angekommen, Ihr Gnaden.“

„So? hol ihn der Henker, und den ersten Februar dazu, samt der Brücke über den Po!“

„Was ist das?“ fragte die Dame.

„Vor undenklichen Jahren —“ hob der Haushofmeister an.

„Aber fängt denn hier jede Erzählung,“ rief die Dame eifrig — „mit diesen fatalen Worten an?“

Der Haushofmeister zeigte jetzt stumm, und statt aller Antwort, auf die Figur des alten Masbachs, mit dem Walen auf seiner Schulter. „Der eben ist der Masbach,“ setzte der Baron hinzu — „der gestern angekommen ist.“

„Der? der gestern angekommen ist?“

„Nicht sowohl der; aber er hängt mit diesem da und dem ersten Februar genau zusammen.“ Sie erfuhr den Artikel des Testaments, der den ersten Februar betraf.

Sie lachte unbändig auf, die junge, muthige Dame, und rief: „Mich soll er nur einmal Lust haben in den Eßsaal zu führen, und dann nicht wieder!“

„Ihr Gnaden,“ sagte der Haushofmeister demüthig — „die Masbache sind ganz eigene Leute; und ist dieser, wie sein seliger Vater, der nichts hatte, als einen Oberrock, womit er aber hier saß, wie ein König: so —“

„Was haben Sie von dem jetzigen gehört?“ antwortete der Freiherr.

„Gestern Abend angekommen mit seiner ganzen Familie. Die junge Frau — soll — so — ganz — hübsch — seyn.“ Die Worte wollten nicht von den Lippen, und die Lippen der Dame, wie sie endlich herab waren, warfen sich spöttisch auf.“ Die Masbache, Ihr Gnaden, haben immer hübsche Weiber gehabt. Ein Kind ist da, ein Knabe —“

„Verdammt! ein Erbe des närrischen Testaments!“

„Und der Vater der jungen Frau, ein Bettler, so zu sagen, nach seinen Kleidern zu urtheilen. Viel besseres mag wohl die ganze Familie nicht

seyn, obgleich die Mutter einmal von reichen Geschenken etwas munkelte, die der Sohn ihr schickte."

„Schickte? wenn er selbst ein Bettler war?" fragte die Dame.

„Ja, ja, Ihr Gnaden; da sehn nun Eur Gnaden sogleich den Masbach wieder. Der Vater gab und hungerte, gab, und litt Noth; aber Geben, geben, ist so ihr Charakter. Das hängt alles so mit Liebe zusammen, man sollt's nicht glauben. Der Vater jagt den Sohn in die Welt, ohne ihm einen Heller mit zu geben; und das erste, was der Sohn gestern Abend that, ist? — Da sehen Euer Gnaden nun wieder einen Masbach — der Sohn knieet an dem Grabe seines Vaters, und salbt, wie der Schulmeister mir sagte, das Grab mit seinen Thränen!",

Die Dame stützte den Arm auf, und fing an zuzuhören, und sagte leise zu ihrem Manne: „kein übler Zug von dem Menschen!"

Der Freiherr erröthete; denn er hatte das Grab seines Vaters noch nicht gesehen, der ihm Tausende mitgegeben hatte in die Garnison.

„Aber, mein Himmel, bei dem allen will ich den ersten Februar allein essen!" rief sie lebendig.

„Ihr Gnaden, das geht nicht. Und mit dem, was Euer Gnaden vorhin sagten, das geht auch nicht; denn die Masbache sind, wie gesagt, Masbache. Der Alte, der wäre ohne Umstände

vom Tische gegangen, wenn ihm etwas nicht recht gewesen wäre."

„So wäre er!"

„Gut! gut! aber dieser Gang nach Hause, Ihr Gnaden, kostet uns Ladenberg, das dann an die Bopfinger Armenanstalt fällt, und dort paßt man auf, Ihr Gnaden, jeden ersten Februar. Meinen denn Euer Gnaden, daß der hochselige Herr das würde gelitten haben, wenn es so nicht wäre? Vom ersten Februar an bis so um die jetzige Zeit, fluchten der hochselige Herr gar arg, und schworen, das sollte der letzte erste Februar seyn. Aber so um diese Zeit hin, blieb immer ein Teufel nach dem andern aus den Flüchen weg, und zuletzt wurde der erste Februar gehalten, wie seit undenklichen Zeiten, freundlich und fröhlich."

Die Dame lachte wieder laut auf, und rief: „So muß ich mir den ersten Februar auch wohl gefallen lassen?"

In Masbachs Hause ging, wie der Leser schon weiß, die zweite Stimme zu diesem Capriccio, aber doch nicht ganz so bunt. „Den ersten Februar 1702," hob Madame Masbach an, da Bernhard vor dem kleinen Gemählde stand und es bewunderte: „unter dem Kommando des Durchlauchtigsten Prinzen Eugen —" und sie schloß mit den Worten: „und der erste Februar ist vor der Thüre."

„Der erste Februar?" fragte Anne.

„Essen wir auf dem Schlosse; ich führe die junge Baronin, der Baron dich. Das ist alles, liebe Anne."

Annen schlug das Herz ein wenig. „Läßt sich denn das nicht abstellen?"

„Nein, Frau Tochter! denn die Walens verlieren Ladenberg, wenn wir ausbleiben."

„Wir wollen gehen," sagte Anne geschwind.

„Wir essen da," fuhr die Mutter fort, und während sie sprach, hielt ihr Auge über des alten Bernhards Kleider Revûe — „unter Grafen und Herren, und mein Sohn hat den Oberplatz. Mein seliger Herr, das weiß Gott, der jetzt sein Richter ist, und auf etwas anders sieht, als auf einen Rock; aber nur einmal, das Jahr nach unsrer Hochzeit, ging er hin, wie es sich für einen Masbach schickt, ohne welche die Walens nicht wären. Ich las meinem Mann immer vorher das Evangelium vom hochzeitlichen Kleide vor: ich dachte, es sollte helfen, weil es in der Bibel stünde; aber dann war er sogleich da mit seinen Fellen aus dem Paradiese, die Gott selbst gemacht hätte. Diesesmal nun denk' ich" — sie begleitete die Worte mit einem bedeutenden Blick auf Bernhards Anzug, der eine wahre Wiederhohlung von ihres Mannes Kleidern war — „es soll besser gehen."

Kurz, wenn man das Evangelium vom hochzeitlichen Kleide gegen die Flüche des Herrn Barons

stellt, aus denen zuletzt alle Teufel wegblieben, wogegen Madame Masbach zuletzt das Evangelium nicht recht mehr als eine frohe Botschaft verkündigte: so gings in Masbachs Hause zu, als auf dem Schlosse. Das Testament war an Allem Schuld.

Am Morgen des ersten Februars waren beide Häuser in einer grosen Bewegung. Madame Masbach legte ihre tiefe Trauer an, wie sie aufstand, und war so prächtig gekleidet, wie möglich, um ihren Hausgenossen mit einem guten Beispiele vor zu leuchten. Sie hätte für ihr Leben gern ihrem Schwager das Evangelium vorgelesen, was sie ihrem Manne zwanzig Jahre vergebens vorgelesen hatte, aber sie traute nicht; und am andern Morgen stand zu ihrem Schrecken Bernhard in seinem abgetragenen Rock vor ihr, aber mit einer so freundlichen Miene, die doch so entschlossen war, daß sie ihm aus Gutherzigkeit und aus Furcht, nicht ein Wort sagen konnte. Ihr Sohn war auch fertig, und doch ganz anständig gekleidet. Aber an Annen legte sie die mütterliche Hand, und Annens sanftes Herz ertrug sie, die putzende Hand der besorgten, liebenden Mutter. Sie schenkte ihrer Tochter eine Schnur kleiner ächter Perlen, die freilich hinten herum, wo man es nicht sah, einige falsche Zusätze erhalten hatten. „Du bist tausendmal bescheidner,“ sagte ihr Mann, da sie ihm schmerz-

lich erröthend den Betrug gestand: — „tausendmal bescheidener, als die ersten Christen, die ganze Perlenschnuren von Büchern und Wundern nachmachten. Warum trägst du nicht vorn auch falsche, liebe Frau? Wir könnten manchem armen Teufel mit den Perlen eine gute Stunde machen.“ Sie band sie Annen um den schneeweißen Hals. „Gott weiß es, es war nicht Eitelkeit, daß ich sie trug!“ sagte sie.

„Sie wollten die Heiden nur damit bekehren,“ sagte Bernhard ganz im Geiste ihres seligen Mannes — „wie die ersten Christen.“ Reinhold lächelte und gab seiner Mutter die Hand. Das that Bernhard auch, ob er gleich nicht ein Stück an seiner Kleidung änderte.

Auf dem Schlosse war man ebenfalls beschäftigt, und mit nichts besserm, als hier im Masbachischen Hause. Die junge Dame, die, wie der Haushofmeister vorher gesagt hatte, sich den ersten Februar gefallen lassen mußte, wie alle Walens seit undenklichen Zeiten, that denn doch, was sie konnte. Ihr Haar blitzte von Brillantnadeln, ihre Finger waren Demantgruben, ihre Arme umzogen drei Reihen großer Zahlperlen. Daß unter den Steinen, wo die Federn sie bedeckten, auch einige falsche waren, kam nicht heraus; sie hatte es Niemanden gestanden, nicht einmal ihrer Jungfer. Ihr Atlaskleid, mit Gold gestickt, rauschte hinter ihr her in langer Schleppe.

Die schöne Brust hob sich stolz aus der Schnürbrust hervor. Königlich stand die stolze Figur aufrecht da vor dem Atlassenen Diwan, und das schwarze, große Auge blitzte der Flügelthüre entgegen, durch welche eben Masbachs eintreten sollten.

Rings umher stand die stolze Sipschaft, mit rothen, blauen und gelben Ordensbändern bezeichnet; dann Damen, Stiftsdamen, alte Fräulein, die den festlichen Tag in Walen nicht versäumten, in unmodigen Poschen-Kleidern noch; und endlich junge Mädchen, mit ihren Liebhabern in neumodigen Kleidern; und alles sah erwartungsvoll den Flügelthüren entgegen, welche die Familie der Bettler einlassen sollte.

Sie flog auf, und Reinhold und seine Mutter traten ein. Die Mutter, von der Freude, die sie allemahl richtig mit einer großen Angst bezahlte, hochroth, verbeugte sich tief. Dann trat demüthig Anne, mit dem unschuldigen und eben so schönen Engelgesicht, mit ihrem Vater durch die geöffneten Flügel. Dicht hinter ihnen der Kammerdiener, der in dem Augenblick, da die Mutter reden wollte, sagte: „Ihr Gnaden, es ist servirt." Da trat die Dame auf Reinhold zu. „Nach dem Testamente —" sagte sie lächelnd, mit einem recht angenehmen Lächeln; es sollte ein komisches Lächeln werden, das wurde es aber nicht;

denn Reinhold bot ihr so artig den Arm, als ob das sein Platz seyn müßte.

Der Baron bot Annen den Arm; und jeder junge Mensch im Saale hätte ihr eben so gern den Arm geboten.

Bernhard gab seinen Arm einer Aebtissin. Sie zögerte, und sah den Mann an. Er sagte, mit einem festen Blicke, zu der Frau: „Meine Hochwürdige Gnädige! Nach dem Testamente! glauben Sie mir!“ Die Mutter führte der Haushofmeister mit vieler Höflichkeit; er dachte an das fatale Testament.

„Voila notre folle journée,“ sagte die Dame.

„Oui, Madame,“ antwortete Bernhard lächelnd und freimüthig — „où le barbier de Sevilla fait le principal personage — et le comte?“

Das kam so rasch, so unerwartet, daß die Baronin erröthete und schwieg. Alles schwieg; denn eben hatten sich zehen französische Gespräche angeknüpft, welche das Testament betrafen, und darum nicht fortgesetzt werden konnten. Ein junger Mensch, der eben seine Tour durch Frankreich und England vollendet hatte, ein Verwandter der Baronin, ließ den Muth nicht sinken. Er sah Annen an, und sagte zur Baronin: „Surely, she is fair, but dressed like a clergyman's daughter sitting at her spinning wheel.“

„'t'is true, Sir," antwortete Bernhard eben so schnell — „yet by this oeconomical dress hungry were fed, the naked clad and the ignorant — " hier bückte sich Bernhard gegen den jungen Menschen — „instructed."

Der junge Mensch blies sich auf; aber Bernhards Blick war so ruhig, so ohne Furcht, daß der junge Mann zwischen den Zähnen brummte: „quel diable d'homme!" Diese beiden Antworten, die so rasch fielen, wie Schmiedehämmer, und auch so schwer, hatten denn den Herren und Damen die Lust genommen, mit Weisheit zu glänzen. Man warf das Gespräch auf Schauspiele. Hier wurde aber Reinhold ihr Meister. Man sprach von Musik. Reinhold kannte alle die größten Virtuosen persönlich. Man kam nun auf Familien, und Reinhold erzählte von einem Paar Ministern lustige Anekdoten, deren Zeuge er gewesen war.

Anne erzählte gar nichts; aber ihre Blicke sprachen nach und nach alle Sprachen der Herzen, die hier noch fühlen konnten, und sprachen sie so schön, daß sich am Ende der Mahlzeit keine Lippe mehr geöfnet haben würde, um dem lieblichen Weibe nur eine Zeile zu sagen, die nicht eine Artigkeit enthalten hätte.

So war die Mahlzeit hingegangen. Jetzt wurde das Dessert aufgesetzt, und Bernhard fing an heiter zu werden. Er zwang seine Nach-

darinn, die unaufhörlich rechts hinüber nach einem Kammerherrn hinredete, mit ihm eben so viel zu reden.

„Meine Gnädige," hob er ernsthaft an: „ich bin Domherr in einem Domstift, das älter ist als selbst das zu Rheims oder Clügny."

Hier drehete sich die ehrwürdige Dame gegen ihren Nachbar, mit halber Front. „Domherr?" sagte sie — „aber wo tragen Sie Ihr Ordenszeichen?"

„Unter dem Rocke," sagte er, und legte die Hand dahin, wo die Ordenszeichen getragen werden. Er schlug den Rock auseinander. Sie sah auf die Weste, und sagte: „ich sehe es nicht!"

„Ich trage es unter der Weste," sagte er ernsthaft.

„Vielleicht wie ein Freimaurerkreuz, auf der bloßen Brust?"

„Noch tiefer, Euer Hochwürden Gnaden: in der Brust. Der Ewige ist Abt in unserm Stift; der Himmel unser Dom; das warme schlagende Herz, durch welches die warmen Wellen der Liebe ziehen, unser Kreuz; das Unglück unsre Ahnenprobe; die Tugend hat unsre Statuten gemacht; die Hebamme und der Tod sind die beiden Thürsteher unsers Kapitels."

Die Aebtissin rückte wieder in ihre alte Stellung. Sie gab ihm dem Rücken preis; aber es half ihr nichts. Er konnte jetzt ganz leise in ihr

Ohr Dinge hineinlaufen lassen, wie folgende: „Ich habe an Höfen gegessen, meine Gnädige, bei einer Königskrönung sogar, wo des Königs Majestät, an dessen Seite ich zu sitzen die Ehre hatte, davon lief, weil auf seinem Sitze ein Mann saß, der nicht einmal so betitelt war, wie ich. Er hatte nicht einmal, was ich habe, Fleisch und Bein. Ich war damals Schauspieler am Hofe des Königs Makbeth. Es mögen leicht achthundert Jahre seyn.“

Hier durchlief die Dame ein Grausen; sie fürchtete, wenn sie sich umsähe, leere Augenhöhlen zu sehen und einen nakten Schädel. Sie wurde ganz freundlich mit ihrem Nachbar, da sie endlich wieder sein unverändertes Gesicht sah.

„Schade,“ sagte sie jetzt recht artig — „daß Ihre schöne Tochter so wenig redet.“

„Der Teufel, meine Gnädige, wie soll sie es machen? Wir, die wir an Höfen gelebt haben, und den feinen Ton kennen, den man nirgend anders lernt, als auf Persischen Tapeten und unter Kronleuchtern, wir werfen die Worte von uns, wie Schneeflocken, wie kleine, schon längst geprägte Münze, welche die Radschahs, wenn sie auf ihrem Elephanten sich dem Volke zeigen, auswerfen; meine Tochter aber, sehen Sie, prägt, statt zu antworten, große goldne Medaillen in der Werkstat ihres Geistes und Herzens; und ist eine geprägt, so ist der närrische Augenblick, wo sie

hätte gelten können, längst vorüber. Wir sitzen, wie Spinnen in der Mitte der Konversazion und merken die kleinste Erschütterung, und schießen darauf hin, und fangen Mücken. Sie, guter Gott! sie schweigt bis ihr Herz oder ihr Geist erschüttert wird. Wir reden mit dem Fächer, mit Ordenssternen, mit dem Rauschen der Atlaskleider, dem Schwirren der Schwungfeder, wie die Zikade, die auch nicht mit dem Munde redet — und die dort, redet mit nichts, als mit dem vollen Herzen. Wie wollen Sie, daß sie es machen soll?"

Die Aebtissin sah ihn groß an, um ihm abzumerken, obs Ernst oder Spaß sey, was er sagte. Sie sah gar nichts, und antwortete nichts. Aber sie dankte dem Himmel recht ernstlich, da man das Zeichen mit den scharrenden Füßen zum Aufstehen gab. Sie kam dem Manne mit dem Domherrnsterne in der Brust nicht wieder näher, als die ganze Saallänge austrug.

Das erste Jahr.

Madame Masbach war in den zwanzig ersten Februaren, die sie erlebt hatte, nie so vergnügt zu Hause gekommen als heute. Sie sagte lächelnd zu Bernhard: „Heute habe ich es gefühlt, recht gefühlt, daß Verstand, wie mein seliger Herr sagte, das wahre hochzeitliche Kleid ist."

„Verstand, ist nichts an dem hochzeitlichen Kleide, als die goldgesponnenen Knöpfe, Madame Masbach," antwortete Bernhard — „Ein gutes Gewissen ist das hochzeitliche Kleid; und das trugen Sie!"

„Aber die junge Frau Baronin" sagte Anne — „ist doch so schön wie ein Engel."

„Das ist wahr," sagte Bernhard — „und hinter den schwarzen Augen wohnt ein Geist und ein Herz, denk ich. Sonst kann man von diesen Hofdamen nicht mehr sagen, als von dem Kaktus, der auch um Mitternacht nur blüht, und eine Stunde nachher die Blüthe abwirft. Ich will hoffen, es ist anders mit dieser jungen Frau."

Unter dieser einfachen Oberstimme in Masbachs Hause, lief auf dem Schlosse ein Furioso weg. So wie die Flügelthüren hinter Herrn Bernhard geschlossen waren, so liefen die Damen zusammen, um die Sommersprossen, die sie in Annens Gesicht und in ihrer Kleidung entdeckt hatten, sich vorzuzählen, und die Herren unter dreißig riefen von Zeit zu Zeit dazwischen: „ein wunderschönes Weib!" Die Aebtissin hatte einen ganz andern Takt; denn sie schwor einer andern alten Dame zu, wenn der alte Mann mit seinem abgetragenen Rocke kein Zauberer sey, so sey er etwas noch Schlimmeres. Die alten Damen vereinigten sich nun, und gaben folgende Dekrete: daß des Herrn von Walen Testament eh-

renrührig sey, und daß dieses der lezte erste Februar seyn solle, der hier gefeiert wäre, wenn der Baron anders Gefühl für Ehre hätte; zweitens, daß es den Bürgerlichen untersagt seyn müsse, französisch zu wissen und englisch, wodurch offenbar der Mensch in seinem abgetragenen Rocke den Muth gehabt hätte, die Lippen von einander zu machen. — — Armes Völkchen von Menschen, die ihr Euch unter einander das bißchen Freiheit nicht gönnet, die Euch die Natur verliehen hat; ihr bedenkt nicht, daß der Hochmuth unter allen Leidenschaften die ist, die den Menschen am häßlichsten macht, nach dem Neide; und daß die Liebe ein häßliches Gesicht verschönert, und ein schönes unwiderstehlich macht. Aber ich rede nicht von Euch allein, die ihr eine unsichre Reihe von Vorfahren aufzählt. Ihr hattet Eure Ahnen schon in den Tölpeljahren Eurer Jugend; da war's leicht, den Pigmäen Eures Verstandes zu Boden zu werfen. Ich rede auch von Euch, denen in den mündigen Jahren das Glück, der Zufall, oder etwas noch armseligers als der Zufall, die Gunst einer Mätresse, oder eines Ministers einen Titel zuwarf! Was bringt Euch, Euch, die ihr einmal nichts waret als Menschen, und darauf zürntet, wenn Menschen mehr seyn wollten als Menschen: was bewegt Euch, mit Pauken und Trompeten, und mit hochmüthigen Blicken, die tiefer ins Herz schneiden als Pauken und Trom-

peten, Eure Titel auszurufen, die der Zufall Euch nehmen kann, der Tod ganz gewiß nimmt? Ich rede von Euch, die — — doch geht, geht! ihr seyd unglücklich genug ohnehin. Ich will Euch kein hartes Wort mehr sagen. — —

Den andern Morgen hatten Bernhard und seine Kinder den ersten Februar ganz ausgeschlafen, nur die Mutter nicht. Sie lebte von einem Februar zum andern. Anne sah nach dem Südwinde, und harrte auf die Boten des Frühlings, die Kraniche, und fand ein Schneeglöckchen und eine Haselnußblüthe, und unterrichtete ihren Sohn, und liebte Alles um sich her, und that Allen wohl. Bernhard ging umher auf den Aeckern, die zum Hause gehörten, und machte Plane zu einem größern Garten, und ließ Steine anfahren, um vor dem Hause einen Säulengang zu bauen, unter dem Anne sitzen und die Aussicht in das Thal hinab haben sollte.

Die Gegend war unbeschreiblich schön, der Garten Masbachs geräumig; doch kaufte Bernhard links und rechts zu, und spottete über sich selbst, daß er dennoch nie genug hätte, was er sein nennte. Madame Masbach war glücklich; denn die Armuth verschwand aus dem Hause, eine einfache Eleganz zog ein. Es wurde ein großes, helles Gartenzimmer gebaut, das seinen Ausgang in den Säulengang hatte. Anne zwar übernahm die Rolle ihres seligen Schwieger-

vaters, und gab und gab. Die Gastfreundschaft floh nicht aus dem reichen Hause, nur wurde sie weiser. Aber der alte Herr, der das alles bauen ließ, trug vor wie nach seinen abgetragenen Rock, bis endlich Madame Masbach Annen beredete, ihrem Vater zu seinem Geburtstage, einen neuen Rock zu schenken.

Da war sie glücklich. „Guter Gott!", rief Bernhard. „Aber" setzte er sogleich sanfter hinzu — „soll ich scheel sehen, daß du so gütig bist und an diese Kleinigkeiten das Glück deiner Menschen gehängt hast?" Er zog den Rock an voll Freude, und Madame Masbach rief: „O, wäre doch heute der erste Februar!"

Er kam, und Bernhard ging in seinem hochzeitlichen Kleide zu dem Baron hinüber. Madame Masbach war geputzt wie eine Königin. Die beiden Familien hatten sich einander nicht genähert, aber doch die einzelnen Glieder. Der Baron war dem alten Herrn — so nannte man Bernharden allgemein — zuweilen begegnet, und Bernhard war der Mann nicht, dem man auf dem Felde ohne ein freundliches Wort vorüber gehen konnte. Man redete ein Paar Worte, man sprach von des alten Herrn Verbesserungen, von den möglichen Verbesserungen des Walenschen Guts. Der Baron war so übel nicht; kurz, es entstand eine Art von Bekanntschaft, die verständig genug war, das den nächsten ersten

Februar der Baron dem alten Herrn sagen konnte: „Unsere Vorfahren haben uns mit dem Testamente in seltsame Lagen gebracht. — Wenn wir uns verglichen:“ setzte der Baron hinzu — „sollte es nicht möglich seyn, das abzustellen?“

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Ja, wenn es von beiden Partheien abhinge: so ginge es wohl; aber —“

„Das ist der Teufel eben! wenn doch ein Mittel wäre, ich würde —“

„Es gibt eins, was das Testament angiebt. Sie dürften nur hier diesen Knaben —„ er faßte Reinholds Sohn in die blonden Locken — „und dort Ihre Tochter —“ eben näherte sich die Amme mit dem Kinde — „verloben.“

„Wie so?“ fragte der Baron mit großen Augen.

„So steht im Testament.“ antwortete der alte Herr — „So bald ein Masbach die Erbin der Walens heirathet: so soll die Wirkung meines Testaments ganz mit allen seinen Bedingungen aufhören. „Mich dünkt. Herr Baron, eine solche Verbindung der beiden Familien war wohl eigentlich die Absicht ihres Ahnherrn. Ein Masbach gab den Walens das Leben, dadurch, daß er das Leben ihres Vorfahren rettete; und so mag wohl seine, gewiß sehr menschliche, Idee gewesen seyn, daß eine Walen einem Masbache das Leben geben soll.“

„Gewiß? Glauben Sie das?“

„So wenigstens sagt das Testament mir sehr deutlich.“

„In der That, da wäre doch der erste Februar sehr theuer abgekauft,“ sagte der Baron mit einer höhnischen Verbeugung — „und das können Sie hoffen?“

„Wer redet von hoffen? ich wünsche es nicht einmal. Ich, wäre ich an Ihrer Stelle, wollte ich nicht dafür stehen, daß bei dem Anblicke des Gemähldes dort, der Wunsch mir nicht kommen würde, das Testament meines Ahnherrn in Erfüllung zu bringen.“

„In der That, Sie sind sehr menschlich, Herr Bernhard. Ich denke denn, der erste Februar wird wohl bleiben.“ Er bückte sich, und ließ den alten Herrn stehen. Und seit dem hörte die Bekanntschaft mit Bernhard auf. „Das ist ein unverschämter Mensch!“ sagte der Baron — „sieh, wie hoch hinaus solche Menschen wollen!“

Der alte Herr hatte an nichts weniger gedacht, als an eine Verbindung der beiden Familien. Er hatte nur ruhig die Fragen des Barons beantwortet. Der Baron ließ sich das Testament bringen, las es bedächtig durch, fand die Stelle, warf es auf den Tisch und rief: „Hohl der Teufel das Testament! und die Brücke über den Po! den

ersten Februar dazu, der mir von nun an der allerunleidlichste Tag im ganzen Jahre seyn wird!“

Die gnädige Frau bestätigte die Verwünschungen ihres Mannes, und der Baron spielte die Rolle seines Vaters. Er fluchte alle Tage auf den ersten Februar, und schwor: er sollte nicht wieder gefeiert werden; aber nach und nach blieben die Teufel aus den Flüchen weg, und im Januar des künftigen Jahres wurde wieder eine Art von Verbindung zwischen beiden Familien gemacht. Sie fühlten auf dem Schlosse, daß sie es wohl verdient hätten, wenn die Masbache sich entschlössen, den nächsten ersten Februar ganz wegzubleiben. Das Gemählde blieb hängen, wo es hing, und der erste Februar wurde köstlich und hoch gefeiert.

Madame Masbach schlingt den Knoten.

Hätte der alte Herr nicht unglücklicher, oder glücklicher Weise die Paar Worte zu dem Baron gesagt, wie das Testament könnte aufgehoben werden: so hätten wir nichts zu schreiben gehabt. Aber diese Paar Worte verarbeitete das Schicksal mit der alten Frau Masbach Händen zu einem trojanischen Pferde, aus dem Jammer und Elend, Lust und Freude hervorbrachen. Ein wahres Sturmloch wurde aus diesen Paar Worten.

„Was hattest du denn heute mit dem Baron, liebster Vater?“ fragte Reinhold.

„Gar nichts,“ antwortete der Alte ruhig: „Er hielt es für ganz unmöglich, das Testament aufzuheben, das seit 1702 die Walens quält. Da stand eben Robert (so hieß Annens Sohn) vor der Amme, die Walens Kind trägt. Er betrachtete mit funkelnden Augen das Kind, das den Knaben mit dem kleinen Händchen streichelte. Wer kann das sehen, ohne Bewegung des innersten Herzens? Da fiel mir der letzte Artikel des Testaments ein; ich sagte es scherzend, und der Baron? — Laßt ihn laufen?“

„Wie heißt denn der letzte Artikel?“ Fragte die alte Madame Masbach, die das Testament nie gelesen hatte, so heilig sie es auch ansah. „Wenn da der Robert,“ antwortete der Alte — „das Fräulein von Walen heirathet: so hat die Wirthschaft mit dem ersten Februar ein Ende.“

„Und das hat der alte Herr von Walen, dem unser Ahnherr das Leben rettete, ins Testament gesetzt? selbst? eigenhändig?“

„Selbst, eigenhändig,“ antwortete der alte Herr nachlässig, und sah nicht, wie ein verstohlnes Feuer in der Mutter Augen brannte, welch eine schöne Glut ihre Wangen bedeckte.

Madame Masbach meinte, dieser Artikel müsse spät oder frühe eben so gut ausgeführt werden, wie jeder andre im Testament. Das hatte

sie noch nicht gewußt. Sie schobs auf ihren Mann, daß diese Idee noch nicht ausgeführt war. Sie ging in ihr Zimmerchen; aber man hätte ihrem Gange ansehen können, daß ihr Geist sich hoch erhoben hatte. Aus dem schleichenden, leisen Wittwengange, war der Gang eines Granden von Spanien geworden; der demüthige Wittwenblick, hob sich von dem Grabe doch wieder in die Welt, in das Irrdische zurück; und statt ihres Gesanges, den sie seit dem Tode ihres Mannes am liebsten sang: „Ach, mein Weg geht nun zum Grabe!" sang sie heute mit jubilirender Stimme: „Frohlocket ihr Völker, frohlocket mit Händen!" und dabei hohlte sie wieder ihre farbigen Kleider hervor, die sie für ihre Lebenszeit mit schwarzen vertauscht hatte.

Sie stellte sich nach Tische an das Gemählde, und sagte bedeutend und laut, daß Reinhold es hören mußte. Auge um Auge, Zahn um Zahn! so steht in der Bibel. Ich sage: Leben um Leben! und Liebe um Liebe! Sieh Reinhold, da trägt er ihn durch Flammen und tausend Tode, ins Leben! Und wenn Robert groß ist; so wird Gott helfen! Alles paßt; das Alter — Er ist fünf Jahre älter, als Sie."

„Wer, liebe Mutter? Wer denn?"

„Ich weiß, was ich weiß! Der letzte Artikel im Testament, mein Sohn! Und du wirst dei-

nem Sohne nicht im Wege stehen, wie dein Vater dir!"

„Dafür behüte uns Gott, liebe Mutter!" sagte Reinhold — „Mein Vater war ein edler Mann!"

Die Mutter wendete sich mit einer Anspielung an Annen, und erhielt fast dieselbe Antwort. Den alten Herrn verschonte sie mit aller Anspielung; denn den kannte sie zur Gnüge. „Das junge Volk," sagte sie für sich — „lieber Gott! sie denken nicht daran, daß andere Jahre kommen und bösere, wo man — auch gern in der Welt etwas wäre. — Aber ruhen sollen diese Hände nicht," rief sie mit einem frommen Herzen, das den Himmel mit den irdischen Wünschen verbindet — „Rasten sollen meine Arme nicht, und Gott wird helfen! Er wird helfen! Amen!"

Sie nahm den kleinen Robert an die Hand, und ging gegen das Schloß mit ihm. Bei einer schönen Stunde fuhr ein Bedienter das kleine Fräulein ein wenig in die Luft. Man kann nicht zu früh anfangen, dachte sie. Und in der That gelang es der alten Dame von Zeit zu Zeit, daß Robert den Wagen des kleinen Mädchens fahren durfte. Das zweijährige Kind lernte endlich die Arme dem Knaben entgegen strecken, der viel freundlicher mit ihm plauderte und spielte als die Amme und der Bediente.

„Das geht vortrefflich!“ sagte die erfreute Großmutter — „und ist das nicht Gottes Finger: so ist's nichts auf der Welt.“

Von Zeit zu Zeit schlug sie bei Annen und bei Reinholden auf den Busch; aber da war gar nichts zu machen. Sie dankte nur dem Himmel, daß sie ihren Plan nicht verrathen hatte. Und mischte sich denn nicht noch ein zweiter Finger Gottes in ihr frommes Spiel, oder gar die ganze Hand? Kaufte nicht der alte Herr mit dem abgetragenen Rocke das einzige Freigut, das in Walen noch lag, und bezahlte es baar? Stieg nicht vor ihren aufgerissenen Augen, statt des kleinen Häuschens — in dem aber seit 1702 Schwellen und Balken verfault waren, so daß es den Einsturz drohete — ein Haus auf dem Hügel, mitten im Garten empor, das der alte Herr aus den Vitruv und Stieglitz, halb aus Italien, und halb aus England zusammen setzte? an dem sie viel, sehr viel zu tadeln wußte, ehe es fertig war, und das sie nicht genug bewundern konnte, wie es fertig war? Es war nicht so groß wie das Schloß; aber es war bequemer und schöner, ein italiänisches Landhaus im edelsten Styl, in dem sogar ein Paar Sommerzimmer mit einem morgenländischen Luftfange und ein Paar Fontänen angebracht waren. An den Wänden dieser Zimmer zog sich ein bequemer, aber einfacher Divan umher. Das Haus wurde so schön, daß die

Witwe mit einer Schamröthe Besitz von ihrem Zimmer nahm. — „Lieber Gott!“ sagte sie — „wer hätte das denken sollen! Diese Pracht in meinem Alter noch! Aber sie fügte sich hinein, ihres Enkels wegen.

Um das Haus her lag ein weicher, grüner Teppich von feinen Rasen, mit einzelnen Blumen-Parthieen und hohen Bäumen, und vor dem Hause zog sich der Säulengang aus Heidesloh, den Anne so liebte.

Die Kohlfelder rings um verwandelten sich in lichte Gehölze, in duftende Gebüsche. Ins Haus kam eine Bibliothek und ein musikalisches Instrument, und die triumphirende Mutter, die selbst gar nicht übel sang, erfuhr, daß Anne tausendmal schöner sang, als sie selbst.

„Gottes Finger!“ rief die Mutter, je größer die Aehnlichkeit zwischen dem Schlosse und ihrem Hause wurde. „Ich will doch sehen, was Walens den ersten Februar sagen.“ Aber, aber sie hatte auch tausend Ursachen, im Stillen unzufrieden mit dem alten Herrn zu seyn, der ein so schönes Haus, einen so prächtigen Park bauete, und übrigens alles beim Alten ließ. „Solch ein Haus und keine Jungfer! nicht für mich, das weiß Gott, aber für seine eigene Tochter! Solche Zimmer, und kein Bedienter! Solchen Wagen, solche Pferde! Zwei Normannen, und kein Kutscher!“ — Der Knecht fuhr. — „Ach, solche Geldsummen', und die

junge Frau trägt noch immer die kleinen Perlen, die obenein hinten falsch sind."

Aber den ersten Februar sagten Walens kein Wort von dem neuen Hause, von dem Park. Man redete gegen das Ende des Tages, wo die Flügel und die Flüche des Herrn von Walen wieder wuchsen, von Menschen, die sich überheben, welche Aeußerungen die Frau Masbach, und zwar mit Recht, obgleich weder der alte Herr, noch ihr Sohn es zu merken schienen — für Satyren auf ihr Bauen nahm.

Statt daß das italienische Landhaus im edelsten Styl, welche Worte die Frau Masbach fleißig gebrauchte, ein Glied in einer Verbindungskette zwischen beiden Häusern hätte werden müssen, erregte es eine sichtliche Kälte zwischen beiden, und je stolzer Madam Masbach ihr Haupt hielt, desto kälter und feindlicher wurde man auf dem Schlosse.

Das ärgste, was Reinhold dazu sagte, war ein arabischer Fluch, den kein Araber hört, ohne zu seinem Dolche zu greifen. „Deine Mütze sitzt schief! — Ich habe doch meine Rache," sagte Reinhold — „und dem Widerparthe thut sie nicht weh. Ich weiß nicht, wie man hier zu Lande kristlicher fluchen kann, als so. In Arabien würde ich dem Baron sagen: er und seine Kinder würden in keinem Stifte aufgenommen.

„Das Beste ist," sagte der alte Herr — „man sagt gar nichts; weder von Mützen noch Stiftern." — Anne sagte wirklich gar nichts.

Die vier Systeme der Erziehung.

Robert konnte lesen und singen, das war alles, was man bis jetzt von seinen Talenten sagen konnte. Er kannte also beide Sprachen, des Geistes und des Herzens, und beides hatte er von seiner Mutter gelernt, während die drei übrigen nicht einig über die Prinzipien waren, nach welchen Robert erzogen werden sollte. „Zuerst," rief Bernhard heftig — „ist im Paradiese von dem Lebensbaum die Rede; dann von dem Baume des Erkenntnisses."

„Ist denn erkennen nicht leben?" fragte Reinhold.

„Laß ihn aufwachsen, wie du aufgewachsen bist, Reinhold, in freier Luft, in dem Arm der Natur."

„Ich lernte arabisch im zehnten Jahre;" rief Reinhold — der Eine wollte eine Pestalozzische Methode: der andere brauchte den Emil als Handbuch; und dann kehrten sie es um: der Vater ließ den Knaben laufen, und lief mit ihm. Der Großvater lehrte ihn einen Baum pfropfen, und neben her fing er das Linneische System mit ihm

an. Die Großmutter, die das Fräulein von Walen und den Gutsbesitzer in Augen hatte, drang auf die galanten Studien, wie man sie ehedem nannte. Sie hätte, wenn sie gedurft hätte, ihm nach persischer und szythischer strenger Sitte, nicht eher einen Kapaunen Flügel gegeben, ehe er ihn nicht nach der Kunst abgelöst hatte. Anne lächelte zu dem allen, und der Knabe lernte von ihr lesen, und dann schreiben; singen lehrte ihn sein Ohr, und seiner Mutter Nachtigallenkehle; und übrigens unterrichtete er sich selbst. Er wohnte, wie die türkischen Heiligen, von denen sein Vater aus der Lady Montagu Briefen einmal erzählte, auf dem höchsten Baume, besonders dann, wenn der Sturm die Krone des Baums, und den Knaben dazu in der Krone zu seinem Spiel machte. Er drückte den brausenden Baum an seine vor Angst schlagende Brust, und ließ sich wiegen mit Wollust, in der rauschenden Blätternacht, trotz seiner Angst, und wünschte nichts mehr, als einmal, wie ein Matrose, an der Spitze des Mastes vom Sturm in die steigenden Wellen getaucht zu werden. Er hatte seine Flotte im Hafen des Teiches im Garten, erst Nußschalen, dann Bretter, dann kleine Kähne, die er selbst schnitzte. Mit dem Schwan auf dem Teiche schloß er Freundschaft, weil dieser so still, so leise, so schweigend, wie er selbst, die Wellen durchschnitt. Aus einer Mehlmulde machte er für sich selbst einen

Kahn, und hielt ihn verborgen im Schilfe. War er sicher: so entkleidete sich der Knabe, und setzte sich in den Kahn, und ruderte mit dem Schwan um die Wette.

Mit einem leichten Bande hatte er den Schwan an seinen Nachen gebunden: so fand ihn sein Vater, und machte aus dem schönsten Gemählde eins, das noch schöner war — einen Amor, den zwei Schwäne in einem Nachen ziehen.

Er mußte seinem Vater versprechen, nicht wieder den Amor zu spielen, nnd er hielt Wort seinem Vater, und sich selbst; dafür sagte aber auch der Vater Annen nichts davon, die vor Angst gestorben wäre, hätte sie das gewußt.

Die Thiere waren seine Freunde: Menschen hatte er nicht. Er konnte Stundenlang unter einer Heerde Schaafe bleiben, wenn die Lämmer dabei waren. Auf der Wiese blieb er halbe Tage unter den Pferden. Er lief mit ihnen um die Wette; er wagte es, eins zu besteigen, und er wurde nicht abgeworfen. So errang er nach und nach, aber heimlich, alle Ehrenkränze des kindischen Ruhms, die das eigene Herz zu ertheilen hat, nicht die Beifalljauchzende Stimme der Spielgefährten; denn die fehlten ihm ganz. Es lebten in Walen nur die Offizianten des Barons, und seine Arbeiter, kein Bauer; und alle Kinder waren über oder unter seinem Alter, nur eins nicht, das Fräulein von Walen, das ihm der alte Ahn-

herr des stolzen Stammes im Testamente vermacht hatte, wovon ihm seine Großmutter in Räthseln, in Anspielungen und Prophezeiungen unterhielt.

Er hörte den alten Herrn, den er mit anbetenden Augen ansah, wie seinen Vater mit zärtlichen, seine Mutter mit liebenden, und seine Großmutter mit dem vertraulichen Blick der Freundschaft, von Cortes Wunderthaten reden, von Columbus stolzerer That, eine andere Welt in der Alten zu ahnen, nicht allein — denn das thun auch wir — sondern auch für sie zu leben, für sie zu handeln, und sie endlich auf dem zerbrechlichen Rücken des größten Grabes, des Meeres, aufzusuchen. Das thun wir nicht. Er stahl sich mit dem Quartanten, der diese wahre Feengeschichte enthält, in seine Einsamkeit, in eine Felsenschlucht, und las sie heimlich.

Sein Herz umfaßte den Kortes, den jeder Knabe und Jüngling wie einen Gott verehrt, und haßte den politischen Motezuma, den erst der Mensch in den Sechszigen in Schutz nimmt. Und er saß an den kleinen Wellen seines Teiches, wie Columbus an den drohenden des großen Weltteiches, und sein Herz sehnte sich nach großen Thaten, und die Ufer wurden ihm zu eng; denn er sah jenseits des Teiches seine Hütten wieder, seine Menschen, seine bekannten Thiere. So hob er den ahnenden, sehnenden Blick in das unendliche Meer des Himmels, an dessen anderm Ufer

ganz neue Welten schimmern, und er wünschte sich die Seegel des Vogels, die ihn empor trügen durch den dünnen Aether bis an die andern Welten. Da zog die Unendlichkeit in seine Brust, und er löste seine Flotte vom Ufer, und übergab das Spiel seiner zufriedenen Kindheit der Zerstörung.

Und während die beiden Männer stritten, nach welcher Methode er erzogen werden sollte, erzog ihn die Stimme der heiligen Natur, die Geister der vergangenen, auf immer vergangenen großen Vorwelt, und die zarte Liebe seiner Mutter, die den dunkeln Schleier von dem Isisbilde der Natur abzog, und die Helden, denen Plutarch Monumente errichtet hat, Pyramiden, die stolzer und höher empor ragen in den Sandwüsten unserer Jugend, als jene in Aegyptens Wüste.

Roberts Blick, der sonst alle Menschen kindisch freundlich anlächelte, wurde ernster und trunkener. Er sah in sich selbst, in die Welt, die im Innern seiner Seele dämmernd und räthselhaft hervorbrach. Er suchte in der äußern Welt nichts, nichts als einen Freund für sein Herz, für seine Träume, für seine Geheimnisse, für die Göttergestalten, die er sah.

Die Sprache der Menschen verstummte für ihn, nur das Instrument seines Vaters und der Gesang seiner Mutter waren für ihn die Zunge der Natur, womit sie die Töne seines stillen Her=

zens wiederhallte. Er trat, wenn er allein war, an das Instrument, und sang sich vor, und spielte nach, und begleitete seinen Gesang mit vollen Accorden, und erfand Worte, Melodie, und Harmonie.

Ueberrascht hörte sein Vater das einmal. Er wollte ihn die Noten lehren; aber der Knabe wollte ja nicht fremde Sachen spielen, sondern nur seine eigene Brust öffnen. Er faßte nichts davon. Aber sang seine Mutter: so mußte er alle Menschen mehr lieben, wehmüthiger als sonst, und er umschlang seiner Mutter Hals, und legte sich an ihre Brust, nicht als Sohn, nein! sondern weil sie sein sehnendes Herz verstand, und die Blicke, die er in diesen schönen Minuten gen Himmel hob.

So floh er von Buch zu Buch, dann in die Einsamkeit, dann zu des Teiches Rieseln, das ihn nicht störte, sondern in schöne Träume wiegte, dann in die dunkle Felsenschlucht, um in der Dämmerung desto heller seine innere Welt zu sehen.

An einem Tage, da er mit seiner Mutter den ganzen Tag allein war, und darum eben liebender und träumerischer als sonst: da fragte die Mutter, nicht wie eine Mutter, die dem Sohne das Geheimniß entreißen will, wie eine räuberische Hand den Schleier vor dem Gesichte einer Morgenländerin wegreißt, und dann nichts erblickt als den Zorn, die Schaam und den Haß; nein! sie ließ ihren zwölfjährigen Sohn in ihr eigenes Herz

sehen. „So war ich“ sagte sie leise und zärtlich, wie eine ältere Freundin dem Freunde ihre Geheimnisse anvertraut — „so war ich in deinem Alter. Ich hatte Flügel an meiner Seele, die mich hoch hinaus trugen über das Leben in unbekannte Lüfte.“

Er sah freundlich zu ihr hinauf: „So ist mirs“ sagte er, und senkte den Blick zur Erde.

Und die Mutter schlug den Blick in die Wolken; denn sie wollte gar nicht das Geheimniß des Sohnes stehlen. Sie schwebte in die Vergangenheit zurück, in die Gefilde ihres Kinder-Paradieses, und die lagen ihr im Himmel. Sie erzählte dem Sohne, was sie gefühlt, auf welche Engel sie gehoft, mit welchem raschen Fluge sie die dunkeln Geheimnisse des Lebens durchdrungen hätte. „Und“ sagte sie lächelnd, und aus den lächelnden, blauen, hoch geöffneten Augen drangen zwei Thränen des süßen Andenkens — „und die Zukunft, das reifere Alter, der Unterricht hat mir nichts besseres, nichts wahrerers gegeben, nicht mehr gegeben, als was mein Herz in meinen stillen Träumen errieth. Nur glücklicher bin ich geworden!“ Sie umfaßte bei diesen Worten ihren Sohn mit stiller Liebe, als sollte er es auch nur errathen, daß er selbst ihr größeres Glück war.

Da öffnete sich des Sohnes Herz gegen die Mutter, die ihm das gestand, und er heftete das blaue Auge auf ihres, und schlug den Arm um

ihren Nacken, und sie machten eine Gruppe, als unterrichtete die jüngste und schönste Huldgöttin einen Amor, und er erzählte seiner Mutter alles, was er fühlte, wonach er sich sehnte. Und sie sagte ihm leise: „O, darnach, mein Robert, sehne ich mich auch noch heute und immer.“ — „Aber“ sagte er wieder, leise wie die Mutter — „ich suche einen Freund, meine Mutter, an dessen Brust ich fallen könnte, wie an deine; dem ich sagen könnte, ohne den Blick niederzuschlagen, alles, alles, auch das, was ich dir nicht sagen kann.“

„Sag' es Gott, mein Kind!“ erwiederte die Mutter, hier sich wieder mit der Mutter Majestät bekleidend, die sie in den Armen des Sohnes abgelegt hatte — „Sage es Gott; sage es der Natur, dem Geiste in der Natur!“

„Ich sag es, wenn ich an deinem Klaviere stehe,“ sagte er „aber es ist nicht genug. Mit Worten kann ich's nicht sagen.“

„Schreib es, mein Kind!“ sagte die Mutter — schreib an deinen künftigen Freund alles, was du Niemanden sagen kannst! das mußte auch ich thun, und es hat mich getröstet.“

„Fandest du die Freundin hernach, an die du schriebst?“

Die Mutter erröthete. „Ich fand sie anders, als ich dachte; aber besser — deinen Vater! — deinem Vater, mein Kind!“ setzte sie fest hinzu.

Der Knabe sah seine Mutter frei bei der Antwort an. Seine Seele war noch ganz rein, ganz unschuldig.

Aber dieses Gespräch hatte eine große Wirkung auf den Knaben. Seine geistige Erziehung wurde vollendet. Er fieng an zu schreiben, und er schrieb, nicht auswendig gelernte Sachen, sondern seinem Freunde, dem Herzen, das die Zukunft mit seinem zusammen schmelzen sollte, das er ewig lieben würde, für das er tausendmal zu sterben, den festen Muth hatte; an den Menschen mit diesem Herzen schrieb er.

An den Geist in der Natur, der ihm oft mächtig entgegen trat, daß ihn schauderte, der über sein junges Herz so oft die fieberhaften Erschütterungen einer geheimen Freude goß, der mit seinem Frühlingsathem in sein Herz die unendliche Sehnsucht nach etwas Besserm als der Frühling ist, hauchte, mit der süß girrenden Flöthenstimme der Nachtigall in dunkler Nacht zu ihm redete — an diesen Geist richtete er seine Papiere — und an den Hohen, an den Unendlichen über den Sternen, dessen Diadem die große Milchstraße ist, die sich um die ganze Schöpfung zieht, nicht unsre kleine, die wir unendlich nennen, an diesen — an Gott richtete er seine heiligsten Gedanken, und sie wurden Gebete, glühende, glaubenvolle Gebete.

Er schrieb. Robert schrieb, ja er wagte schon kleine Verse, zur Unterlage für lieblings Me-

lodien, während sein Vater und Bernhard den großen Streit knüpften und nicht endigten, ob ein Kind müste früh schreiben lernen, oder nicht.

„Schrift, Schrift" rief Reinhold — „ist die stumme Sprache der Götter, nach dem Glauben aller Völker."

„Eben darum darf er sie nicht eher reden, als bis er selbst ein Gott ist," sagte Bernhard.

Da brachte Anne ein Stück Papier, und reichte es dem Großvater des Knaben hin, und der Großvater las, und sein Auge bewegte sich, und er gab es schweigend seinem Sohne. Reinhold las, und sein Herz hob sich in frohem Wallen, und er warf den Blick dankend gen Himmel, und beide Männer umarmten sich. Der lange Streit war geendigt; denn das, was sie gelesen hatten, war von Robert geschrieben.

„Wo wohnst du?" hatte der Knabe geschrieben — „unter welchem Schatten soll ich dich suchen? Welchen Felsen soll ich erklimmen, um dich zu finden? Welche Wüsten durchirren nach dir? O wo bist du? — Du lebst schon! du sehnst dich nach mir, Geliebter! O könnte ich nur deinen Namen errathen, ob du Brutus heißest, oder Gracchus, oder Aristides, oder Timoleon? Wir müssen uns finden! Tausendmal hat mir so eine Stimme, aus dem dunkeln Schatten der Nacht gerufen! Ach, und wenn ich dich, mein Freund, dennoch nicht fände, den meine Seele liebt, wie

meine Mutter! wenn du stürbest, ehe ich dich gesehen hätte, ohne daß ich mit dir sterben könnte! Wenn du um mich weggingest, und zwischen unsern sich suchenden Herzen, zwischen den sehnenden Seelen nur Hügel lägen, nur ein Rosenstrauch, unsrer Liebe zu spotten, oder wohl gar ein Land, das Meer, ein Welttheil, das Leben, die Erde, oder gar das Grab! Und könnte es nicht? O könnte die Seele, die ich lieben sollte, nicht tausend Jahre früher in das Leben gekommen seyn? O wäre es: so wüßte ich deinen Namen, so kennte ich deine Thaten wie dein edles Leben, und nur du kenntest deinen Freund nicht. Ich ginge dann ungeliebt, unerfreut, einsam durch das Leben, wie Columbus, auf seiner einsamen ersten Farth nach der neuen Welt, Niemanden um sich hatte als Menschen, die ihn haßten, oder die sklavisch vor ihm knieeten, nicht einen, der den großen Plan seiner Seele mit ihm theilte. Aber zieh du einsam hin, Columbus, in die neue Welt, mit deinem großen Herzen! zieh einsam hin, großer Mensch! — Wie sie deine Arme in Fesseln geschlagen hatten: so sah dein Auge, das immer andere Welten sah als die; in der du warest; die Nachwelt sahest du um dich her knieen, und der Anblik tröstete dein großes Herz! O Columbus, wie habe ich dich geliebt! hätte ich mit dir gelebt: ich hätte dich geliebt, und du — du hättest mir den großen Lohn gegeben, den die Welt verschmä-

hete, du hättest mich an deine Brust gedrückt! Amen!"

Das hatte der Knabe denselben Tag geschrieben; er hatte den Zettel — wiewohl er alle ähnliche Zettel sehr heimlich hielt, so daß Anne nur einige gelesen hatte — verloren, Anne hatte ihn gefunden, und sie gab ihn den beiden streitenden Männern.

Die beiden Männer umarmten sich, und beide sagten: „Er kennet die Sprache der Götter," und sie sahen Annen mit dankbaren Blicken an, die alles gethan hatte, während sie stritten, wie es geschehen sollte.

Madame Masbach zieht den Schleier von der Isis-Statüe.

Die Witwe, die nichts in der Welt so sehr im Auge hatte, als den letzten Artikel im Testament, hatte mit dem kleinen Robert gethan, was sie verantworten konnte vor Gott und ihrem Gewissen. Sie hatte, so oft es sich thun ließ, die beiden Kinder zusammen gebracht; und das war im Januar und gegen den Februar hin recht gut gelungen. Aber nach dem Februar kamen die Gelegenheiten viel seltener. Der Baron reiste sogar wieder in seine Garnison, und kam nur den ersten Februar zu seinem lästigen Feste nach Hause, sei-

erte es, und reiste wieder ab. Die Großmutter mußte also den Plan aufgeben, dem Finger Gottes, den sie so deutlich sah, ein wenig nachzuhelfen, durch die Augen und das Beisammenseyn der beiden kindischen Testaments-Executoren. Der Baron nahm die kleine Jakobine mit sich in die Stadt. Die Mutter that, was sie konnte. Sie suchte durch das Ohr ihren Plan in die Seele Roberts zu bringen. Sie hielt, sobald sie mit dem Knaben allein war, Jakobinen die allerpartheiischten Lobreden. Kein Engel war so schön, als Jakobine. „Sieh, Robert, das ist recht eine Enkelin des alten Herrn von Walen, den dein Ahnherr rettete. Und sie hat die Augen des alten Walen, und auch sein Herz, sein ganzes, schönes Herz. Und, mein Söhnchen, wie der alte Walen und dein Ahnherr sich liebten, so mußt du Jakobinen lieben, die dich liebt, die dir, als sie noch ganz klein war, die Händchen schon aus ihrem Wagen entgegen streckte, als hätte ein Engel ihr gesagt: der soll einmal dein Lebensretter seyn! Denn, Robert, glaub du mir, das Ding geht nicht zu, wie hier unter Menschen die Dinge zugehen. Das ist Gottes Stimme und Gottes Finger; das glaub du mir, lieber Robert! Sie ist jetzt weg! Aber ist's nicht, als dürftet ihr nicht getrennt werden? Sag selbst! muß sie nicht allemal den ersten Februar hieher, und du zu ihr auf das Schloß, wie nun

über acht Tage? Sey recht freundlich gegen das Kind!"

Das that seine Wirkung in dem vollen Glutherzen des Knaben. Er sah in der Verbindung seines Ahnherrn und Walens, was seine Großmutter sah. Er hatte Jakobinen wieder gesehen, die in den Tannen-Alleen seines väterlichen Gartens umher lief.

„Ach, Robert!" rief die kleine, achtjährige Jakobine, als sie ihn sah und lächelte ihm zu, wie seine Großmutter sagte, gleich einem Engel. Aber das war's nicht! sondern daß die Kleine sich seiner erinnerte, des vorigen Februars wo sie so lustig gewesen waren, daß sie ihre Hände so zutraulich ihm gab, damit er sie in seinen erwärmen sollte, daß sie noch nicht den Hügel, die Schattenstellen im Park vergessen hatte; daß sie ihm sagte: ach, ich wünsche mich alle Tage hieher nach Walen! das war's! Er hatte sie recht von Herzen lieb, seine kleine Spielgefährthin; aber er dachte nicht von weitem an das, was seine Großmutter im Sinne hatte, auch nicht im kindischen Spiel der Gedanken.

Aber er sah sie wieder den nächsten Februar; sie war neun Jahr alt, er vierzehn. Der Obrist von Walen, das war er jetzt, hatte alle Ursach, die Masbachs für beleidigt zu halten. Er hatte sie beleidigt. Die Obristin rief, ein Paar Tage vor dem gefürchteten Ersten, Roberten

an, und nahm ihn mit aufs Schloß. Er spielte mit Jakobinen; und da der Obrist einen Plan hatte, zu dem er die Freundschaft des Masbachs nöthig hatte: so dauerte die Freundschaft so lange fort, als der Obrist hier blieb, und er blieb den ganzen Frühling bis an die Revüe.

In dieser Zeit ging Robert mit Jakobinen alle Tage in den Park ihrer Eltern, dann in den Garten Roberts. Es entstand eine Art von zutraulicher, kindlicher Bekanntschaft zwischen beiden Kindern, der Robert von der Glut seines Herzens so viel hinzu mischte, daß Jakobine recht von Herzen wünschte, die Revüe möchte noch einige Monate ausgesetzt seyn: so glücklich war sie in der Gesellschaft ihres jungen Freundes!

Madame Masbach, die sich in ihrem Gewissen auf den letzten Artikel des Testaments stützte, that, was sie nur konnte, das Unkraut, welches das Testament zwischen beiden Familien ausgesäet hatte, auszureuten. Sie warf so viel Funken in ihres Enkels Phantasie, als seine Jahre erlaubten. Und als endlich die Revüe heranrückte, und Robert mit nachschauenden, großen, funkelnden Augen auf dem Hügel stand, von dem er den Wagen noch lange sehen konnte, und als die gutherzige Großmutter ihn aus ihrem Fenster sah: da sang sie mit heller Stimme: „Weg Traurigkeit! weich Ungeduld! was soll das Jammerklagen?“ —

„Hol der Henker des Obristen Freundschaft!" das hörte sie, bei der letzten Zeile ihres Gesangs, von ihrem Sohn sagen.

„Der Teufel hat das Testament ersonnen," rief Bernhard — „ein wahres Basilisken-Ei!"

„Bis auf den letzten Artikel, lieber Herr Schwager," sagte die Alte freundlich.

„Der den goldnen Zankapfel alle Jahre aufs Neue unter uns wirft, bis in alle Ewigkeit."

„Das wird Gott nicht geben! ich hoffe, er soll alles zum Guten wenden.

„Wäre das Gut unser, das auf unserm Wegbleiben steht: so — möchte es der Henker holen, und das Testament dazu. Der alte Herr wurde aus den Flammen getragen, und uns hat er hinein geworfen, und sein Testament steht auf zwei festen Felsen, auf der Großmuth der Masbache, und auf dem Hochmuthe der Walens, von nun an in alle Ewigkeit."

„Der letzte Artikel! Herr Schwager."

„Wird mit den vier letzten Dingen in Erfüllung gehen."

„Ich hoffe, früher."

„Ich hoffe, gar nicht."

Die Witwe schlug die frommen Augen gen Himmel; aber sie mochte, so oft sie wollte, den letzten Artikel berühren: sie fand nie eine bessere Stunde. Sie beschloß zu schweigen, aber ihre Hände nicht ruhen zu lassen.

Der Knabe war nun funfzehn Jahre und Jakobine zehen; man hätte sie für zwölfe nehmen können: doch statt daß die Jahre sie fester verbinden sollten, trennten die Jahre sie.

Jakobine kam nicht mehr herunter vom Schlosse zu ihrem Gespielen. Er sah sie nur verstohlen im Garten, wenn sie an der Seite ihrer Mutter ging; nur den ersten Februar, geschmückt wie eine Feenkönigin; aber sie saß nicht neben ihm. Sie schlug am Tische das schöne Auge nieder, und wie verstohlen blickte sie zuweilen nur auf zu Robert, dem Spielgefährten ihrer Kindheit. Aber dieses verstohlne Hin- und Herschauen, dieses Belauern des Mädchens auf ihren Spaziergängen, setzte ihrer Phantasie Adler-Flügel an. Der Instinkt leitete sie den geraden Weg der Natur. Jakobine stand vor ihrer Abreise auf dem Balkon, um die schöne Aussicht noch einmal zu sehen, und sie sah nichts als den Knaben, der hinter einer Hecke verborgen stand, und seine blauen Augen auf den Balkon richtete.

Wie sie wegfuhren, wußten beide Kinder es so geschickt einzurichten, daß sie sich noch einmal sahen. Das alles wäre nicht gewesen, wenn Madame Masbach nicht geboten hätte, was die Baronin Jakobinen verboten hatte. „Du spielst nun nicht mehr mit dem jungen Masbach, Jakobine! du mußt fühlen, wer du bist, und wer er ist.“ Darüber sann das kleine

Ding. An ihrer Eltern Stammbaum dachte sie am allerwenigsten; und da sie nicht sah, wer sie war, wer er war, aber sehr wohl sah, daß der junge Mensch ihr nachging, die Augen — die so schön blau, so groß, so klar waren — wenn er unbemerkt es thun konnte, auf sie richtete: so — war das Wenigste, was sie thun konnte, daß sie ihn dann so verstohlen ansah; und das war ihr nicht verboten.

Es mischte sich gar nichts ins Spiel, als die Natur allein, die unschuldigste, unentweihteste Natur; aber diese Natur gab doch in allen Mährchen, die Jakobine hörte, allen treuen Prinzen Roberts Gestalt; und alle Engel, von denen Robert träumte, sahen Jakobinen ähnlich. Das war alles, und recht viel, wenn eine Frau, wie Madame Masbach geschäftig ist, und ein erster Februar, wie der Masbachsche, wie ein böser Geiist über dem Leben hängt.

Die Lehrjahre der Liebe.

Madame Masbach durfte nun nicht mehr säumen, wenn sie ihren frommen, irdischen Plan erreichen wollte; denn sie war bei folgendem Gespräch gegenwärtig, das ihre Hausgenossen führten.

„Funfzehn Jahre? wie die Zeit hinläuft!“ rief der Alte. „Sieh, Reinhold, und dazu

hänge ich jetzt an Fortunens Gürtel, stehe frohlockend oben auf ihrem Rade, und von der dunklen Vorhälfte meines Lebens ist nichts geblieben, als ein süßes Andenken; und gebe der Himmel, will die närrische Göttin mich wieder herabwerfen von dem Rade: so werfe sie mich in mein Grab!"

„Liebster Vater, diese Vorhälfte Ihres Lebens?"

„Erzähle ich dir noch einmal, ehe ich hinab gehe. — Funfzehn Jahre? und mich dünkt, seine Augen sind so trunken, so träumerisch, als säße er schon bei der Natur auf ihrem schönsten Triumphwagen und hätte die Lehrjahre der Liebe schon angetreten."

„Annen schlug das Herz; denn sie hatte mehrere Zettel von Robert gelesen. Es wanden sich Seufzer durch seine Gedichte an die Tugend, an die Freundschaft, an den Ruhm, die er nothwendig der brütenden Nachtigall abgehorcht haben mußte, und nicht dem Ruhme. Aber sie schwieg.

Madame Masbach lächelte verstohlen. Das Pflänzchen, dachte sie, habe ich in seine Seele gelegt. Gott gebe Gedeihen!

„Was machen wir?" fuhr Bernhard fort — „Wir sind beide so gelehrt, Reinhold, daß er den Mangel des Schulunterrichts nicht fühlt, und auch, denk ich, der Universität entbehren soll. Ist er achtzehn Jahre alt; so, wenn Gott Beils Leben läßt, soll er ein Paar Jahre dahin."

Hier schüttelte Reinhold den Kopf. „Freilich, in die Welt muß er; das begreife ich. Obwohl. — — Wer, Vater, wer wird sein Schutzgeist seyn?“

„Seine Erziehung. Wer war Deiner?“

Meiner? meiner? O Vater, Vater! auf jedem meiner Schritte in Beils Hause lag ein Fallstrick. Mein Schutzgeist war Anne.“ Er faßte mit heißer, jugendlicher Liebe Annens Hand.

„Und dein Herz, Reinhold.“

Anne, Vater, nur Anne! Nicht mein Herz. Anne, allein Anne! diese jugendliche, reine Liebe stand, wie ein reiner Geist, neben mir.“

„Dein Herz wars, Reinhold.“

„Ich denke, Anne war es,“ sagte hier die Großmutter — „denn wenn man einem jungen Menschen eine Liebe, so eine Liebe, wie ich meyne, ohne Fleisch und Bein —“ die Alte und Anne errötheten — „mitgiebt auf den gefährlichen Weg des Lebens: so —“

„Liebste Frau!“ rief hier Bernhard, erstaunt über die Toleranz der Alten — „liebste, goldne Frau! Guter Gott, so giebts doch Herzen, die am Ende des Lebens noch der Liebe, wie einer Gottheit, huldigen, nicht wie dem Satan!“

„Ein junger Mensch“ fuhr sie, durch das seltene Lob des Alten eifriger, fort — sollte das väterliche Haus nicht verlassen, als an der Hand ei-

nes reinen Geistes, wie mein Reinhold die Liebe nannte."

Bernhard sah mit wohlwollenden, ehrfurchtsvollen Blicken die Alte an. Er nahm ihre Hand, er küßte sie; die Alte vergoß Thränen.

Wir haben noch gute drei Jahre Zeit," rief der Alte, seine Stirn reibend — „indessen — kennst du hier herum eine Anne?" — Reinhold und Anne besannen sich. „Des ehrlichen Predigers Krause Tochter" sagte mit halber Stimme Reinhold.

Die andern Drei schüttelten mit krausen Minen den Kopf. „Sie hat doch gar nichts," sagte Madame Masbach.

Da wurden wieder drei Gesichter noch saurer und krauser, als die drei vorher; aber man sagte nichts.

„Die Tochter der —" hob Anne an, ohne zu vollenden. — „Oder die —" wieder nicht vollendet." — Oder —" kurz, sie liefen, Jeder für sich, den Kreis ihrer Bekannten durch, ohne mehr zu finden als krause Gesichter, die sie selbst machten.

„O, geht die Erde durch, geht das Leben durch," rief Reinhold — „wo wollt ihr eine Anne wiederfinden? Eine Anne? Er zog sie an seine Brust, und sie verbarg schamhaft die glühende Wange an dem treuen Herzen ihres Mannes, der sie so liebte.

„Hört,“ fing Madame Masbach vorsichtig an — „ich dächte — ich könnte wohl — ich wüßte wohl — wenn alles andere so wäre — zum Exempel Fräulein Jakobine vom Schlosse“ — hier sprang Bernhard auf; Reinhold gähnte — „und so ginge doch endlich“ fuhr die Mutter fort — „der letzte Artikel des Testaments in Erfüllung.“

„Aber Roberts Ruhe zum Teufel“ rief Bernhard rauh. „Eben so gerne wollte ich ihm den Teufel mit auf den Weg geben, als eine Liebe zu dem Fräulein von Walen; denn den kann er sich doch mit Beten und Kreuzmachen vom Halse halten. — Gottlob!“ rief er — „da denken wir nun Alle auf eine Weise!“

„Ja, Gottlob!“ rief Reinhold.

„Es wäre ohnehin unmöglich“ setzte Anne hinzu.

„Wir haben noch drei Jahre,“ sagte Bernhard — „und was ich für Annen that, ein wenig in der Welt umher zu spioniren, das werde ich auch für Annens Sohn, für meinen Enkel thun. Ich stehe euch dafür: ich finde seinen Schutzgeist; aber auf keinem Schlosse, Mama! viel eher unter einem Strohdache. O, ich weiß, ich weiß, wo die Tugend, die Liebe, die Unschuld, die reine Freude wohnt! In den Armen der häuslichen Beschränktheit, da wohnt das Glück, da wohnt die einfache, unentweihte Tu=

gend. Ohnehin sitze ich jetzt zu viel. Das Alter will, wie die Jugend, im bunten Geräusch des Lebens gehalten seyn, wenn es heiter bleiben soll. Laßt ihr mich! ich finde ihm eine Anne, wie ich Annen einen Reinhold fand.“ Die Augen des Alten funkelten bei diesen Worten, als wollte er auf die Wanderschaft, um für sich selbst eine Geliebte zu suchen.

„Und drei Jahr haben wir noch Zeit,“ sagte Reinhold.

„Wenn das Geschick, oder der Teufel, oder die Menschen, oder sein eignes Herz so lange warten.“

„Vater, ich war funfzehn,“ sagte Anne, hold erröthend — „als ich Reinholden zum erstenmale sah.“

„Das warest du, Anne, das warest du; und mich dünkt, ich hätte nicht warten dürfen.“ Da erröthete Anne noch mehr, aber im zürnenden, heiligen Gefühl der Keuschheit. Ihres Vaters Worte waren ihr immer zu rauh, wie es immer der üppigere Mann dem keuschen Weibe ist.

Das Gespräch war abgebrochen; denn Bernhard war von der Idee seiner fröhlichen Reise wieder unter die Menschen ergriffen. Er ging nun, seiner Reise nachzusinnen.

Anne sagte ihrem Manne: „mich dünkt, das Herz unsers Roberts ist erwacht; aber dennoch haben wir noch Zeit.“

„Ach, liebste Anne, der Teufel, oder der Zufall macht aus nichts leichter seine Beute als aus dem Herzen, in dem die Liebe erwacht.“

„Ihr Männer,“ sagte Anne — „ihr wißt doch nicht, nie, nie, was Liebe ist!“

Hier blieb Madame Masbach allein. „Sie wissen noch mehr nicht,“ sagte sie leise hinter Annen her — „die Männer! Noch viel mehr nicht!“ Aber nun trug sie alles in ihrer Seele zusammen. Da Robert doch nun einmal seine Lehrjahre der Liebe antreten sollte: so konnte sie so gut, als Herr Bernhard ihn aufdingen. Sie war Roberts Großmutter, und Bernhard war Großvater. „Und die Männer,“ sagte sie mit Annens Worten — „wissen doch nie, was Liebe ist! Und darum gehört es für die Großmutter, und nicht für den Großvater. Und der letzte Artikel im Testament muß erfüllt werden! Und da, wie sie Alle sagen, eine Braut der Schutzgeist eines Jünglings ist — lieber Himmel, so sollte es wohl seyn! und da sie es sagen: so habe ich nichts dagegen; und da Roberts Herz schon erwacht ist: nun, so brauche ich es nicht aufzuwecken, wovor ich mich doch scheute; denn die Liebe — ja! die Herren kennen sie nicht; aber ich weiß aus meiner Jugend, daß die Liebe auch manchmal, bei ihrer Engelsgestalt, so schlimm ist, als die Schlange im Paradiese. Und ein Fräulein ist doch besser, als ein Mädchen, das er un-

ter einem Strohdache aufrafft. Und wenn ich nicht eile: so kommt er mir zuvor. Denn ein Mädchen zu finden, die es sich gefallen läßt, den hübschen Jungen, besonders wenn er noch drei Jahre älter ist, zu heirathen, und einzugehen in dieses Haus und diese Zimmer, in dieses Gut, und in den ersten Februar, und am Ende auch in die Hoffnung auf den letzten Artikel, das fände er wohl. Gehorsame Dienerin, Herr Bernhard, ich muß reden! — Was Böses dabei ist, daß eine alte Frau mit einem jungen Menschen von Liebe reden soll, das schiebe ich auf das Gewissen des Großvaters! Amen!"

Sie ging hinaus, um ihren Enkel aufzusuchen; aber es wurde ihr dennoch zu schwer, ihn anzureden. Sie verschob es bis Morgen, und Morgen wieder bis Morgen, und so fort, bis endlich Bernhard seinen Hut und Stock nahm, und wegging, um für seinen Enkel eine Anne zu suchen.

„Nun helfe Gott!" sagte die Großmutter — „nun kann ich nicht anders! nun muß ich!" Und sie ging auf den Hügel, wo ihr Enkel saß und im Shakespeare las.

„Was liest du denn da, mein Söhnchen?"

„Ende gut, alles gut!"

Die Großmutter lächelte über die Antwort; denn sie schien ihr von guter Vorbedeutung: „Lies

mir ein wenig vor! Nein, gerade da, wo du den Finger hast."

Robert las: „Es ist das Zeichen und Siegel von der Wahrheit der Natur, daß solch ein starkes Gefühl der Liebe der Jugend eingeprägt ist. Wenn ich mich meiner vergangenen Tage erinnere: so finde ich, daß ich damals eben diese Fehler hatte; damals zwar hielt ich sie für keine Fehler!" —

„Wer sagt das?" fragte die Großmutter.

„Ein Mädchen von bürgerlichem Stande," sagte Robert — „liebt einen Grafen von Roussillon. Zwar eine thörichte Liebe, meine theure Großmutter, aber — der Dichter hat sie so gemahlt —

„Gemahlt; und die Natur hat sie gegeben. Thörigt ist das nicht. Setze den Fall, Robert, das Fräulein Jakobine — warum wirst du so roth? Doch lies nur erst weiter, Robert!"

Robert las die ganze Szene, wo Helena ihre Liebe der Gräfin gesteht.

„Was antwortet die Gräfin? lies weiter!"

„Daß es eine Thorheit ist mit dieser Liebe" antwortete Robert.

„Das ist schnell gesagt, Robert, schnell! Ich hätte so nicht gesagt, glaub mir. Wäre ich zum Exempel Jakobinens Mutter, und Jakobine liebte zum Exempel dich, Robert, wie ich es fast glaube — fast, sage ich, Robert! denn so jung sie ist, Robert: so habe ich wohl

bemerkt, daß sie am Tische dich nicht aus den Augen ließ. Wie ist das gekommen?“ Hier erröthete Robert, und wurde wieder blaß. „Du, denke ich, hast nichts dazu gethan; Jakobine noch weniger. Warum erröthest du so, mein Sohn, und wirst bleich, wenn ich den Namen Jakobine nenne? Ihr seyd beide unschuldig! beide! Es ist, glaube mir! jemand anders mit im Spiel — die Hand Gottes; die hat Eure Herzen gegen einander gewendet. Und willst du das Werk des Himmels Thorheit nennen? Sie ist ein Fräulein; aber der letzte Artikel im Testament macht alles gleich. Laß sie ein oder ein Paar Jahre älter seyn, und dann gieb acht, wie sie erröthen wird, wenn sie dich wieder sieht, gerade wie die Gräfin sagte; — unb wie da die Helena sagt, so kannst du auch sagen: — wie wars? lies doch!“

Robert las: „Meine Freunde waren arm, aber redlich, und so ist auch meine Liebe.“

„Recht, recht, Robert! zweifelst du noch, daß es Gottes Finger ist?“ rief sie begeistert, und gläubig. — „Warum lasest du gerade das, wie ich hieher kam, um mit dir endlich einmal zu reden? Sieh, Helenens Rezept ist der letzte Artikel im Testament. Mein Sohn, mein Sohn, sey Jakobinen treu! laß deine Liebe redlich seyn, wie deine Freunde es sind, besonders deine Großmutter! und nun lies das aus, und sieh hin,

wie das Ende ist, und merke auf das, was du liesest. Jakobine hat dich von Herzen lieb!"

Mit diesen Worten ging die Großmutter, und hinterließ ihren Enkel in einem Zustande, der in der That schwer zu beschreiben ist.

Seine Mutter hatte Recht: sein Herz war erwacht, aber es schweifte noch auf dem stürmenden Meere der neuen schönen Welt, wie ein verirrter Schiffer, ohne Kompaß, ohne Sterne, wonach er seinen Lauf richten könnte, umher. Er hörte die liebevolle Melodie der Natur; aber verstand die Worte nicht. Seine Großmutter gab ihm auf einmal den Kompaß für seine Irrfahrt, und zeigte ihm den Hafen in schöner Ferne. Sie legte ihm einen deutlichen Text unter die schönen, melodischen Töne. Er verstand auf einmal alles. Die Isissäule stand ohne Schleier vor seinen Blicken da. Jakobinens elf Jahre waren nichts, gar nichts. Ihr Rang war ein Reiz mehr für seine Phantasie, die, wie ein Küchlein, das verhüllende Ei zerbrochen hatte, und rings um sich die Sonne und den Frühling sieht — gar nichts! denn so sah er, was er allein wünschte, wie sehr ihn das Mädchen liebte, wenn sie um seinetwillen dem Schlosse, dem Reichthum, dem Range entsagte. Da leuchtete jetzt zum erstenmale die neue Sonne der Liebe am neuen Himmel. Seine Großmutter hatte es ihm gesagt; zweifelhaft konnte es nicht mehr seyn. Es war Wahrheit; das verbürgte seiner Groß-

mutter ehrwürdiger Mund; er liebte Jakobinen: das fühlte er an seinem unbändig pochenden Herzen.

Er stand auf; und da jeder junge Mensch jeden Akt seines Lebens, besonders diesen vollendenden, der ihnen Feuerflammen, statt des Blutes, in die Adern gießt, und den Entschluß zu größern Thaten, als das Alterthum sie vorzeigen kann, in die Seele — und in die Brust, statt der Alltagsfreuden der Jugend, die hohe unermeßliche Freude eines neuen Himmels, wie einer neuen Erde zaubert; da jeder junge Mensch solch einen Akt seines Lebens mit einer Feierlichkeit schließt, die sich nach Stand und Erziehung, Kopf und Herzen richtet: so konnte Robert nicht weniger thun als das: er sank auf ein Knie, hob die Rechte empor, und schwor der neuen Gottheit seines Lebens ewige Treue.

Daß ihn Jakobine liebte, das hatte ihm seine Großmutter so sehr versichert, daß er keinen Zweifel daran haben konnte.

Die zweite Handlung war, daß er jetzt, um dem Kindischen das Kindische zu nehmen, und um sich selbst zu überzeugen, daß es nichts Kindisches sey, was er geschworen hatte, alles andre Kindische weit von sich warf, als: seine Sinesischen Schatten, sein Puppentheater; und nun sang er der Geliebten die erste Ode, die aber bloß in der Ueberschrift: an * * bestand.

Er schritt ernsthaft und ehrbar nach Hause, und sagte mit großem Ernst: „Alexander war nicht älter als ich, da ihm sein Vater das Reichssiegel und die Regierung über Mazedonien anvertraute; und er bezwang in seinem sechzehnten Jahre die Medarer.“

Von dem heutigen Tage an ließ er alle kindische Gewohnheiten. Er blieb am Tisch bis ans Ende der Mahlzeit zwischen seinen Verwandten sitzen, er hielt sich aufrecht; seine Sitten wurden geschliffener; er merkte auf die Gespräche der Fremden, und mischte sich hinein; er sprach zusammenhängend, nicht mehr stoß- und bruchweise, wie ihn eine Idee ergriff, die Andere kalt ließ.

„Es ist eine Veränderung mit Robert vorgegangen,“ sagte Anne, die ihn mit dem scharfen Mutterauge betrachtete.

„Ja! das ists,“ sagte ganz in der Stille für sich die Großmutter. Die beiden Männer sahen es nicht.

Robert fing nun an, in seinem neuen Reiche bekannter zu werden. Seine Hoffnungen, seine Wünsche hatten nun ein Ziel, seine Sehnsucht einen Namen, seine Träume gestalteten sich; seine Gedichte wurden geschmeidiger. Die erste Idee seines verlangenden Herzens, der Freund machte ihn zu einem Spartaner; die Geliebte kränzte den rohen Jüngling mit Rosen, und gab der Statüe des Fechters ein schönes Leben.

Eine Reise mit seinem Vater in die Residenz vollendete den Jüngling. Er sah die jungen Leute von seinem Stande anders gekleidet. Er hatte den Muth, seinen Vater zu bitten, sich so kleiden zu dürfen: und nun hatte er nichts mehr gegen den Einfall des Vaters, den General von Walen, den Vater Jakobinens, zu besuchen.

Mit einem furchtsamen Herzpochen ging er nach dem Hause des Generals. Eben ging der General aus dem Hause hervor mit einem prächtigen Gefolge von Offizieren! „Ah, sieh da, Herr Masbach!" sagte der General, und die Offiziere maßen den hoch aufgeschossenen sechszehnjährigen Jüngling mit ihren Augen.

„Eben, sehen Sie," sagte der General — „gehe ich auf die Parade. Gehen Sie indeß zu meiner Frau, lieber Herr Masbach. Sie sind diesen Mittag mein Gast." Reinhold bückte sich. Ein Bedienter führte ihn auf einen Saal, in dem Niemand war, als Jakobine. Robert erröthete, und Jakobine, ihn erkennend, stand da, wie eine Purpurrose, glühend vor schneller Freude.

Die Generalin ließ sagen, sie würde den Augenblick kommen. „Sie wachsen beide," sagte Reinhold, Jakobinen mit Robert vergleichend — „um die Wette, Fräulein Jakobine, Sie und mein Robert, als wollte keiner dem andern nachgeben."

Robert erröthete wieder, und noch dunkler. In den Worten seines Vaters lag eine Bedeutung, die Jakobine nothwendig sehen mußte; und was das schlimmste war, sein Erröthen machte sie aufs Neue zu einer Purpurrose. Sie mußte ihn nun doch einmal ansehen, wie groß er denn war; und so dachte auch er, und ihre Blicke begegneten sich. Furchtsam schlug er den seinen zu Boden, wie sie den ihren.

„Aber ist's doch, als kennten Sie sich nicht mehr," fuhr der Vater fort. Der Anblick der beiden blöden Kinder, der Anblick von Jakobinens erröthendem Gesicht vergnügte ihn. „Ja Fräulein, ja! hier unter den Vergnügungen der Stadt vergißt sich noch mehr als das. Es sollte wohl nicht; aber es ist."

Er that ihr hier Unrecht; denn sie dachte in der That mit Vergnügen an Walen und an Robert. Sie mußte doch reden. „Wie, wie könnte ich ihn vergessen!" sagte sie leise, furchtsam, und das Auge tief niederschlagend. Sie fühlte die Glut auf ihren Wangen. Sie hatte ja nur sagen wollen: „Wie kann ich Walen vergessen!" und aus Walen wurde Er.

„Fräulein," sagte Reinhold — „auch wir vergessen unsre Freunde nicht. Robert, der jetzt so stumm ist — redet zu Hause recht viel von Ihnen."

„Himmel!" rief Robert in sich — „er wird

ihr alles sagen, alles!" aber er konnte dennoch nicht einfallen.

In dem Augenblicke unterbrach die Mutter die Unterredung, die in Roberts Seele tausend Dornen drückte, aber auch wie Moses Stab tausend Quellen einer künftigen Seligkeit in seiner Seele hervor schlug. Die Generalin erstaunte vor Roberts Größe, und — Schönheit. Sie trat freundlich auf ihn ein. „Wie groß das Kind geworden ist in dem Jahre!" sagte sie. Sie hätte ihm keinen Namen geben können, der ihn mehr geschmerzt hätte.

„Kind?" sagte der Vater, lachend — „in seinen Jahren schlug Alexander schon Armeen."

„So hatte er nicht so sanfte blaue Augen, wie Robert, wenn er das that. Robert könnte eher eine Armee verführen, als schlagen," sagte sie zweideutig — , besonders Amazonen."

Es war die Mutter seiner Geliebten, die das sagte; aber das schützte sie nicht gegen seinen Zorn, der ungesehen in seiner Brust entbrannte, und nur die Rosen auf seinen Wangen höher färbte. Selbst der Blick, den Jakobine auf ihn warf, um die sanften blauen Augen auch zu sehen, die ihre Mutter an ihm rühmte, und den er unterwegs auffing, milderte den Zorn nicht. O er hätte die Tochter aus den Armen einer Mutter reißen können, die so etwas sagen konnte in Gegenwart eines weiblichen Ohrs. Die Generalin kam ihm in

dem Augenblick wie eine Faustina vor. Er wußte noch nicht, daß nur die Zunge entweiht seyn kann, und das Herz nicht.

„Er ist nicht mehr gewachsen als Fräulein Jakobine," sagte der Vater einlenkend. Er kannte das Gesicht seines Sohnes.

„Wenn sie nur aufrecht ginge!" sagte die Mutter, und Jakobine stand da, aufrecht und schlank, wie ein Engel.

Reinhold heftete seinen Blick auf ein Gemählde; das brachte die Generalin auf ihr Kabinet. Sie wollte es Reinholden zeigen, und die beiden Kinder blieben allein, gegen einander überstehend, ohne Worte, ohne das Herz zu haben, sich anzusehen. Jakobine faßte sich zuerst, „Was macht denn Ihre Mutter? das ganze Haus? Und Ihre gute Großmutter? o die hatte mich lieb!"

Er antwortete nicht, und das Gespräch stockte von neuen. Denn die Großmutter brachte eine Menge von Vorstellungen in seiner Brust hervor; den Grafen Roussillon, den letzten Artikel im Testamente. Da stand auf einmal Jakobine vor ihm, in dem Glanze seiner Träume auf Rosenwolken erhoben und die himmlische Erscheinung überwältigte seine Furchtsamkeit, die Gegenwart, sein pochendes Herz. Ohne sein Auge vom Boden zu erheben, sagte er mit einer Stimme voll schmerzlicher Liebe: „O, Jakobine!" und er streckte seine Hand aus und ergriff ihre, und aus

seinen Augen arbeiteten sich ein Paar Thränen hervor, aus seiner Brust ein langer Seufzer.

Jakobine begriff nicht, was sie sah, was sie hörte. Aber ein schnelles Gefühl sagte ihr etwas sehr angenehmes. Sie ließ ihm ihre Hand, sie lächelte, und da er wieder schwieg, sagte sie aus bloßer Höflichkeit und Wohlwollen: „o Robert!“

Eine Jungfer winkte ihr in dem Augenblicke. Sie ging ungern, aber sie mußte; denn sie sollte sich anziehen. Aber der Ton, womit er: „O Jakobine!“ gesagt hatte, drang doch in ihre junge Seele. Sie war unbeschreiblich freundlich gegen die Jungfer, und erzählte ihr, daß der junge hübsche Mensch, mit den sanften blauen Augen, der Freund ihrer Kindheit wäre, erzählte das mit einer freundlichen, lächelnden, und innigen Geschwätzigkeit, das einzige, was die Natur aus ihren Gefühlen machen konnte.

Das „O Robert!“ richtete ganz andere Verwüstungen in Roberts Busen an. Es wurde die Himmelsleiter, worauf er nicht Engel hinauf steigen sah, er stieg selbst auf dieser Leiter in das innere Heiligthum der Natur, in die Werkstätte der Wonne und des Glücks. „O Robert!“ das hörte er, und er sah sie von hinten, wie sie den Saal verließ, und diese Gestalt blieb fest vor seine Seele gezaubert.

Alles andre schwand wie eine fremde Erschei-

nung an ihm vorüber. Das Mittagsmahl, wo Jakobine so saß, daß er sie nicht einmal sehen konnte, war ihm eine Marter. Wie er weg ging, kam Jakobine auf einmal unten auf der Hausflur aus einem Zimmer geschossen, gab ihm die Hand, sagte leise: „Adieu, Robert!“ und war verschwunden im gegen über liegenden Zimmer, so schnell, daß Reinhold, der einen Schritt vor Robert herging, es nicht einmal gemerkt hatte.

Er scheute sich vor das Angesicht seines Vaters zu treten; denn er fühlte selbst, wie ungewöhnlich seine Wange glühte, sein Busen sich hob, unter der weichen Hand des ersten und höchsten Glücks. Er reiste mit seinem Vater nach Hause. Aber die schöne Natur gieng an ihm vorüber, wie eine Fremde. Ein anderer, ein lebendigerer Frühling war in seiner Seele aufgegangen, und andere Töne als Nachtigallentöne zogen leise durch seine bewegte Seele. Er schwor noch einmal, ohne die Hand aufzuheben; denn sein Vater gieng neben ihm her: Jakobinen treu zu seyn! sie ewig, sie allein zu lieben! sie mit stummer Liebe, wenn es seyn müßte, aber desto treuer zu lieben.

O die erste reine Liebe ist ihr eigener Lohn! Treue ihr Genuß! O warum ziehen wir die erste Liebe an das ungetreue Leben!

Robert.

Tritt her, Jüngling, mit deiner Tugend und deiner kindischen Liebe in deinem überfüllten Herzen, die du so heilig hältst, ich will dich dem Leser zeichnen. O, die Generalin hatte nicht Unrecht, wie sie von ihm sagte, er würde eher ein Heer verführen, als schlagen. Er war schöner, wie sein Vater gewesen war; denn er war schön wie seine Mutter. Er hatte ihr großes schmachtendes, klares dunkelblaues Auge, ihr griechisches Profil, der Masbache hohe edle Stirn, und stolze Figur und trotzigen Gang; das dunkelbraune Haar, das in schönen Locken um den Kopf fiel, gab ihm das Ansehn eines Amors, den Muthwillen abgerechnet, und auf diesem schönen Antinous-Gesicht hing der Glanz der Liebe, und das Feuer eines edlen, muthigen Herzens, der weit hinschauende Blick einer süßen Sehnsucht, der Muth großer, tugendhafter Entschlüsse, der Blitz des hellen Geistes und die kindliche Unschuld eines Engels im schönsten Bunde.

Die Brust erhob sich stolz, wie die Stirn; die Arme waren kräftig, die Gestalt stand lebendig und aufrecht. Er hatte gelebt in der Natur, in dem muthigen Spielen eines Jünglings, der die Griechen kannte, und sie nachahmen wollte. Er ritt jetzt ein junges Pferd, ein Geschenk seines

Großvaters, das er selbst erzogen hatte. Er war der Herr des muthigen, kräftigen Thiers.

Er verstand Musik, er spielte, nicht nach Noten, ob wohl er sie dürftig lesen konnte. Er spielte nur, um den Sturm in seiner Brust zu stillen, oder irgend einen edlen Entschluß desto fester zu fassen. Er spielte besser als seine Eltern; das angeborne Talent beider war in ihm vereinigt. Er sang vortrefflich und nach Noten; denn er sang oft mit seiner Mutter die alten Lieblingslieder ihrer ersten Liebe.

Er sprach französisch und englisch. Das englische liebte er mehr, wie jeder Jüngling; denn Shakespeare hat in dieser Sprache seine Geister, seine Götter beschworen. Die großen Alten kannte er, aber er kannte sie auf eine seltsame Weise. Er las nichts, was er nicht auch ausführen wollte. Er las, nicht um zu wissen, sondern um zu leben. Und da er in seinem Hause die Freiheit hatte zu leben, wie er wollte; so führte er nach und nach alle Biographien des Plutarchs in seinem Leben auf. Sparta und Rom waren unter allen Völkern, die er am meisten liebte; denn der Mensch ist erst Held, wie die Völker selbst, ehe er in Plato's Akademie ausdauern kann.

Unter den Philosophen liebte er die aus der Stoa am meisten, und unter den Menschen, die beiden Brutus, die Katonen, die Gracchen,

Socrates und den Hund Diogenes. Er liebte sie nicht allein, sondern er ehrte sie mit seinem Leben. Er schlief Monate lang auf einer Matte, mit einer Decke bedeckt: im Sommer oft unter einer Eiche auf seinem Hügel, ohne daß jemand anders es wußte, als Bernhard, der seine Freude daran hatte, aber gar nichts sagte, um nicht Annens Besorgniß rege zu machen. Er hätte gern, wie Diogenes, eine Tonne zu seinem Hause gemacht, wenn eine wäre zu haben gewesen. Er wohnte aber ganze Tage in einer kleinen Felsenhöhle, wohin er seinen Plutarch und Shakespeare trug, die er am meisten liebte. Dann kam er nicht zu Tische, sondern er versuchte, wie ihm die einfache Kost Sparta's schmeckte. Er aß Brodt und trank Wasser aus dem nahen Quell.

Er lief ununterbrochen, so lange seine Lunge es erlaubte, und er wurde ein unermüdlicher Läufer. Er gieng im Regen, in der Winterkälte, leicht gekleidet, mehrere Meilen, um sich abzuhärten, mit Lasten, die er von Zeit zu Zeit verstärkte. Er kletterte die schlanksten Bäume hinan und die steilsten Felsen. Er badete und schwamm, er schleuderte, er warf, er schoß. Er führte für sich selbst die Olympischen Spiele auf, er war Volk, Kämpfer, und Kampfrichter. Und das alles trieb er, um einst in der Welt, im Leben, von der Welt und von dem Leben unabhängig zu seyn,

um die Schutzwehr der Bedrängten, ein Gewitter für den Unmenschen zu werden.

Das alles that er, ohne einem Menschen davon ein Wort zu sagen. So stand in seinem Innern der Held da in Siegespracht, schon mit den goldenen Bürgerkronen und den Olympischen Siegeskronen gekränzt, und außen sah man noch immer nur den freundlichen, sanften, lieben, gefälligen Knaben, der fast noch Mädchenhaft blöde und spielend da stand.

Sein Vater, und dann wieder sein Großvater, alle beide zusammen lasen mit ihm Cicero's philosophische Werke; dann, ergriffen von einer Idee, setzte der Jüngling sich nieder, und schrieb, was er dachte, was er ergrübelte, vernünftelte, über Gott, über die Tugend, über die Unsterblichkeit; und es wurde bald Gespräch, bald eine Ode, bald ein Drame. Es war ihm fast nicht möglich, alles was ihn rührte, nicht in eine poetische Form zu bringen. Das zeigte er seinen beiden Lehrern; man redete aufs neue darüber. Oft riß die Flamme des Knaben die beiden Männer mit sich, und was sie dann sagten, war — Poesie, so gut, wie sie Roberts Geist, wenn er allein war, aus sich hervorspann. Dann gieng er mit seiner Mutter an dem Bache hinab in das Rosenthal. Und ihre weiche Hand flocht die Myrthen und Rosen der schönern Empfindungen des häuslichen Glücks, der Wohlthätigkeit der nachbarlichen Gefälligkeit,

des Nachgebens, selbst wenn man Recht hat, durch die Eichen- und Loorber-Kränze seiner stolzen Thaten.

Neben dem Hercules in seiner Brust hatten auch die sanften Grazien ihren Tempel, und seine Mutter Anne war das Bild der drei holden Schwestern in seiner Seele. Er erzählte seiner Mutter die rührenden Züge aus seiner Helden Leben, die sanften Züge des Friedens, der Häuslichkeit, der Menschlichkeit, des Erbarmens. O sein Herz war weich, weich, wie das Herz seiner Mutter!

Und nun war er im siebenzehnten Jahre, da sein Großvater verdrüßlich zurückkam von seiner dritten Reise oder der vierten, ohne eine Anne für Robert gefunden zu haben. Aber er gab darum die Hoffnung noch nicht auf, eine zu finden. Madame Masbach lächelte dazu; denn Robert hatte ihr erzählen müssen, wie er Jakobinen wieder gefunden hatte. Robers Augen funkelten bei dieser Frage, seine Wangen bedeckten sich mit Purpur. Er seufzte nur; aber die kluge Großmutter fragte ihn dennoch alles ab, was er wußte. Sie ließ sich Jakobinen beschreiben, ob sie ihn angesehen hätte, ob sie erröthet wäre. Wie sie alles heraus hatte, da sagte sie: „Aber, Robert schweig davon! schweig! das ist ein Geheimniß, was dir heilig seyn muß!

Niemandem darfst du davon sagen!" Er erröthete noch mehr.

„Und nun" sagte sie triumphirend — „mögen sie hingehn, und eine Anne für ihn finden. In seinem Herzen steckt Jakobine, und den will ich sehen, der die wieder herausbringen soll!"

Die kluge Großmutter hatte Recht. In seinem Herzen nicht nur, steckte Jakobine, sondern auch in seinem ganzen Daseyn, wie die Sonne, von der er Licht und Leben erhielt. Denn was ist doch die höchste Erhebung des Geistes bei einem Buche, oder bei der Natur, oder in der Einsamkeit, oder vor sich selbst und seinen tugendhaften Entschlüssen gegen die, vor einem geliebten Mädchen, in dessen Lächeln, in dessen Liebe der Lohn für alles Große und Schöne liegt? Der Gedanke an die Geliebte ist der Zauberstab, der alles, was todt in der Seele und in der Welt da liegt, beseelt, der die engen Gränzen des Lebens, der Hoffnungen, der Tugend, der Schöpfung unendlich erweitert; er ist der Hauch Gottes, der die Statüe von Erde beseelt, und sie zum Ebenbilde der Gottheit macht. — Robert hatte zwar Jakobinen nicht wieder gesehen, aber desto treuer blieb ihr sein Herz, desto schöner hüllte er sie in die Farben des Regenbogens, in den Glanz der Morgenröthe; desto freundlicher gattete sie sich mit seiner Heldengestalt. Sie stellte sich als die himm=

lische Gottheit im Allerheiligsten seines Göttertempels auf.

Er zürnte, daß seine Großmutter die Mysterien seines Herzens entweiht hatte. Entweihung schien es ihm, daß ein Mensch sagen konnte, nicht, daß Er Jakobinen liebte, sondern daß sie ihn liebte. Entweihung schien sogar ihm das Wort Liebe, weil andere Lippen, als seine anbetenden es brauchten. Er hätte von Jakobinen mit dem Degen in der Hand behauptet, sie wäre nichts mehr als eine Urania aus weißem Marmor, ohne Regung, ohne Empfindung! denn wo war eine Empfindung so heilig, vor der sie nicht hätte erröthen müssen. Und dieser überirrdischen Vorstellung kam Jakobinens Abwesenheit zu Hülfe. Hätte er sie oft gesehen, er hätte es gewiß nicht begreifen können, wie ein lautes Lachen von ihren Lippen kommen, wie sie je etwas anders thun könnte, als was ein Engel thun kann, der in der durchsichtigen Hülle eines Menschen erscheint.

Kurz, seine Großmutter hatte Recht, und ihr Glaube von ihres Enkels Liebe beweist für ihr Herz in ihrem funfzigsten Jahre recht viel.

Robert tritt seine Wanderschaft an.

„Hol's der Henker!" rief Bernhard, und warf sein Hütchen auf den Tisch, da er zum letztenmale zurückkam — „Die Welt ist, dünkt mich, so prosaisch geworden, daß ich fast auf eine neue Volkswanderung schwören wollte; die Alten sammeln Gold, die Jungen verschwenden es. Der Teufel ist überall geschäftig. Jeder erbaut sich, wie der Teufel beim Milton, sein Tempelchen, oder seinen Tempel, oder wenigstens einen Heiligen-Stock, wo er will angebetet seyn, und läßt um sich her ächzen und schreien, und Herzen brechen, und ruft: was gehts mich an? Und der Teufel ist los!"

Hier machte er eine Pause, und hob dann wieder an: „Ich will eher die Quadratur des Zirkels suchen, oder die Meereslänge, oder das Paradies, oder Eldorado, oder die Insel Atlantis, oder die Nordwestliche Durchfahrt, als ein Mädchen, dem zu einem Engel nichts fehlt als der Tod. Sie werden unterrichtet, sie lesen sogar die Alten; aber nur, wie der Teufel die Hüter der Erde aushorchte, um die ersten Eltern zu verführen. Die Künste sind eine Schminke geworden, und die Tugend ein Schlagnetz für fette Lerchen, für reiche Männer."

„Kurz, ich will das nächstemal Roberten selbst mitnehmen. Er mag selbst mit suchen hel-

fen! ohnehin muß der Bursche in die Welt. Er soll seine große Tour und die kleine dazu machen. Was hülfe es ihm, wenn er den ganzen Göthe auswendig wüßte, und Wieland dazu, und Schillern und alle unsre großen Geister, und dächte wie sie, und schriebe wie sie? Was hälfe es ihm? Da kommt einer, der weiß, an welcher Wand Göthe's Sofa steht, er hat mit Schillern gegessen im Hotel de Saxe, und kann in zehn Zeitungen setzen lassen, daß Wielands Bedienter sich neulich gezankt hat; der trägt die Siegespalme davon! Was weiß er, wenn er sagen kann, wie viel Licht im Russischen Reiche verbreitet wird, durch die hohe Kaiserin? Den Teufel auch! Er sollte wissen, statt dieser Posse, daß sie den letzten Hofball a la Mingrelienne gekleidet gewesen sey, und daß ein Preußischer Hut einem Fürsten besser stehe, als der kleine Russische, besser sogar, sagen sie, als ein Vaterherz in der Brust."

Was macht der Junge? Er liest die großen Alten, deren Schriften, wie die Pyramiden, wie die Aegyptischen Tempel, in großen, mächtigen, reinen Verhältnissen aufgethürmt, nur Wohnplätze der Götter waren; die Modernen geben uns dagegen einen Grund- und Aufriß von der Tafel, woran Seine Majestät mit Seiner Majestät zu speisen geruht haben, und das Titelkupfer ist der Profil und die Face von Seiner Majestät Kam-

merdiener. Wir bauen in Westen; wie die Chinesen in Osten, unsre kleinen Häuserchen von Papier, und berechnen die Macht der Fürsten nach haarscharfen Statistiken, wovon die Alten nichts wußten, und nicht nach dem Charakter der Fürsten und ihrer Bürger, womit die Alten alles thaten, und wodurch wir untergehen.

Reinhold und Anne ließen den Alten, wenn er auf dieses Kapitel kam, reden, und lächelten höchstens; Madame Masbach aber ließ sich allemal mit ihm ein. „Götzentempel!“ sagte sie — „wir sind Christen, Herr Schwager!“

„Das sage ich eben: Christen, die geduldig zugeben, daß der schlimmste Satan, der Kleinigkeits-Teufel, der gähnenden Welt den weichen Polster des Egoismus unter den Kopf schiebt, um ruhig einzuschlummern; und dabei singen wir: was Gott thut, das ist wohlgethan. Die Alten glaubten an ein Fatum, und sie griffen doch muthig an, und zweifelten nicht, es mit dem Schicksal, das stärker war als Jupiter selbst, auszuhalten. Wir gehen, wie die Türken, die wir verspotten, bei den Pestkranken umher, und rufen, fallen wir an der Pest des Jahrhunderts: Gott ist barmherzig! — Aber Robert soll mit mir, das ist gewiß. Er muß dem Gespenst ins leere Gesicht schauen lernen, damit er ein Mann wird. — Was wetten Sie, Mama? in zehn Jahren, oder in hundert, da wird die Zeit kommen, wo ein

Mann, den das Unglück anlächelt und das Glück dazu, mehr seyn wird, als ein schwänzelnder Windhund, der nach Kommando heult, springt, und beißt, um ein goldnes Halsband, oder einen fetten Bissen davon zu tragen."

Da kam Robert ins Zimmer, seinem Großvater zu begrüßen. „Schnüre den Mantelsack!" rief der Großvater — „wir wollen in die Welt gehen. Es ist Zeit, daß du die Menschen mit den Kolossen vergleichst, die der Sonne geheiligt waren, und an deren Fuße unbemerkt die Wellen des Lebens, mit ihren Schiffen voll Waaren, spielten. Nach dreien Tagen, mein Sohn, gehen wir Beide mit einander, um das Paradies zu suchen und den Baum des Lebens."

Freudig richtete sich Robert empor, und sah mit funkelnden Augen seinen Großvater an, dessen seltsame Vorstellung von der Welt ihm allemal gefiel, wenn er sie selbst auch nicht nachahmen mochte.

Als er hörte, daß es Ernst sey, packte er eine Menge Bücher zusammen. Die Großmutter packte einen ganzen Tisch voll Wäsche und Kleider, und sprach vom Umwerfen des Wagens.

„Das fürchte ich auch; und darum soll er zu Fuße gehen," sagte Bernhard — „zu Fuß, und damit sie nicht so große Augen machen, Mama, will ich Ihnen erzählen, daß seine Kaiserliche Majestät Hadrian von Dan bis gen Ber=

ſeba zu Fuße reiſte; dagegen die Reiſe des großen Königs, — Sie wiſſen, wer ſo hieß; denn Friedrich war es — des Monarchen von Perſien, wie ein Hagelſchlag betrachtet wurde; denn die Provinz, die ſeine Reiſe traf, war in dem Jahre ſteuerfrei."

Hier brachte Anne ihres Mannes Mantelſack; es war eine von ihren Reliquien aus der Jugend. Wie Robert das Mantelſäckchen mit ſeinen Büchern verglich, ſagte Bernhard: „Ein Gott, Ein Glaube, Ein Herz, Ein Buch." Robert ſteckte Eins ein, ohne es zu zeigen. Man packte etwas Wäſche. Alles war fertig. Robert umarmte ſeine Mutter, dann ſeine Großmutter, die ihm zuflüſterte: „Sey treu!" Sein Vater wollte ihn begleiten, ſo weit wie er begleitet war. Robert packte ſeinen Mantelſack auf. Ein Huſarenſäbel hing an ſeiner Seite. Ein Paar Piſtolen ſtacken in ſeinem Gürtel, und ſo ging die Reiſe in die Welt hinein.

Es war ihm, wie er über die Gränzſteine von Walen trat, als trete er aus dem Vorhofe der Heiden in den Tempel. Er fiel ſeinem Vater um den Hals. „Aequam memento rebus in arduis — das gab mir mein Vater mit, Robert," ſagte Reinhold — „ich gebe es dir auch auf den Weg."

Das überſetzte einmal Einer: „Sey kalt bei allem, was groß iſt! und ſo ſcheints die Welt

zu verstehen," rief Bernhard lachend; aber, Robert, antworte doch, was Crassianus dem Cäsar sagte. Der Jüngling sagte bewegt: „mich sollst du loben; ich mag nun umkommen, oder am Leben bleiben!"

„Der Teufel! welch ein Classischer Abschied! Ich sage dann ανερριφθω ὁ κυβος! Und so leb wohl, Reinhold! Jedes Wort, was du noch hinzusetzen kannst, ist eine Entstellung der Szene, und wäre es auch erhabener als die Erhabenheit selbst." Sie schieden lächelnd, und muthig gingen die beiden Reisenden über den Rubikon, wie Bernhard die Gränzsteine nennte.

„Sonst, wenn ein junger Mensch sein väterliches Haus verließ, war die gute, alte Sitte, wählte er sich vorher unter den Augen seiner Eltern ein Stoßgebet, das er in Gefahren hersagen wollte, einen Wahlspruch, ein Symbolum, Robert, um damit den Teufel zu bannen, wenn er sich in der Brust regte. Was ist denn deins?"

Robert besann sich, dann sagte er: „Mich sollst du loben, ich mag nun umkommen, oder am Leben bleiben!"

„Nun dann: so laß uns in Gottes Namen fortschreiten, mein Sohn! mit so einem Stoßgebet gehts durch die Hölle!"

Sie gingen schweigend vorwärts; denn Robert fing an, die beiden Worte, die seine Groß-

mutter ihm zum Abschiede zugeflüstert hatte, wie einen Sonnenstrahl in die sieben Farben zu zerlegen. Fast hätte er des Crassianus Worte zurück genommen, und die beiden Worte seiner Großmutter zu seinem Wahlspruche gemacht! Der Alte ging eben so schweigend an seiner Seite; er machte den Plan zu ihrer Reise. So schritten sie muthig vorwärts; und unter der Eiche, wo sein Vater vor vier und zwanzig Jahren Mittag gemacht hatte, machten auch sie Mittag. Sie tranken aus eben dem frischen Quell, woraus der Vater getrunken hatte, und dann gingen Großvater und Enkel weiter.

Reiseabentheuer.

Bernhard an Reinhold.

Mausdorf.

„Grüße Euch Gott, lieben Kinder! hier liege ich vor Anker. In Isfahan steht über einem Schulgebäude die Innschrift: Weisheit, in der Jugend gelernt, ist fest, gleich einer Innschrift in Marmor! Ich sage: Weisheit, unter den Menschen gelernt, ist noch besser, und hält fester, als alle Innschriften, und so wünsche ich dem Jungen Glück auf den Weg, dem Robert!“

„Ich freute mich ordentlich über ihn; seine Großmutter hätte nicht wohlgefälliger lächeln können, als ich, wenn die Mädchen, die uns begegneten, ihn lächelnd an — und so lange nach sahen, als sie konnten. Aber es war auch ärgerlich mit ihm zu reisen; denn für jedes Vergehen trug er alle Marterwerkzeuge in der einen Hand, und in der andern nur eine einfache Krone von Lorbeer und zwar nur für ein ganzes, tugendhaftes Leben.“

„Ich wollte ihn so ein klein wenig zustutzen für die Welt, in die er nun treten sollte. Ich wollte ihm für die kleinen Vergehungen ein spottendes Lächeln abgewinnen; aber er erklärte mir mit großer Hitze, daß er mit dem Teufel gar keinen Vertrag schlösse, und behauptete, wie ein Jüngling, oder wie Drako, daß jede Sünde den Tod verdiene, und wüßte er etwas schlimmeres, auch das Schlimmere. Kurz, es war ihm, wie einem Herrnhuter, nichts abzuhandeln.“

„Aber Reinhold, wüßte ich nicht gewiß, daß kein Mädchen — denn welches sollte es seyn! — kein Mädchen sich in sein Herz eingeschlichen haben könnte: so würde ich sagen: der Teufel suche mit ihm, was er längst für sich selbst gefunden hat! Denn als wir den ersten Tag durch den Esperleber Wald gingen, vor uns die untergehende Sonne, die tausend goldene Fäden, wie ein Feuergewebe, durch die lichten Gebüsche zog

und schoß und trieb, und die letzte Lerche hoch in der Luft die untergehende Sonne noch einmal singend begrüßte, und dicht über uns die Nachtigall schlug, und die summenden Maikäfer, die Schmetterlinge, die tanzenden Mücken aus der Natur einen Tempel der Liebe machten: da sang Robert einige Töne, die fast so klangen, wie der Nachtigallen Lied über uns. Wir sprachen von Uebertreibungen der Dichter. Ich führte die Stellen an, wo Romeo von Juliens Augen sagt: Säßen ihre Augen am Himmel: sie würden einen solchen Glanz herabströmen, daß die Vögel singen und denken würden, es sey nicht Nacht."

„Großvater, rief er mit Wangen, die glühten, mich dünkt, Sie haben Unrecht! Denn die Liebe, diese Flamme des Himmels — heiliger, als das reine Feuer auf dem Altar der Vesta, und von der Unschuld, wie dieses, bewacht — diese Liebe —"

„Ich drehete mich zu ihm, und sagte, ihm ins Auge sehend: woher kennst du die Liebe?"

„Sieh, Reinhold, eine Glut stieg auf seine Wangen, die das Abendroth nicht röther machen konnte. Er schwieg; das war wieder ein schlimmes Zeichen. Kurz, ich ging neben ihm her, mit dem Entschlusse, sein Herz etwas genauer zu betrachten, und so kamen wir den Abend spät, durch einen reizenden Fußsteig verleitet, der uns

von der Landstraße abführte, hieher nach Maus-dorf."

„Im Gasthofe war nicht unterzukommen; denn das ganze Haus war von einer kleinen Schauspielergesellschaft aus sechs Personen höchstens, und dem Schauplatze selbst eingenommen. Wir traten in den Saal, wo das Schauspiel gegeben wurde, auf den Boden des Gasthofs. Ich setzte mich; ich verwandelte sogleich das Haus in das Theater zu Paris, die Paar Zuschauer vorne auf den Stühlen in die Königliche Loge, die Bauern in das Parterre, einen jungen Menschen auf dem Theater in Le Cain, ein Mädchen in die Dümenil; und so saß ich ehrenfest da unter den Honorazioren des Dorfs, Robert neben mir durch die Neuheit des Schauspiels eben so angezogen, wie ich, durch seine Aermlichkeit."

„Das arme Völkchen, sagte eine freundliche Frau, die neben mir saß, sind Prinzen und Prinzessinnen, und haben nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen. Sie sind schon acht Tage hier, und es läßt sich nichts Böses von ihnen sagen."

„Ich aber habe recht viel Böses von ihnen zu sagen. Ich werde um dieser Leute Willen die Nacht auf freiem Felde zubringen müssen."

„Hier sah die Frau mich freundlicher noch an, und sagte: das sollen Sie nicht! und sagte es, mir die Hand zum Unterpfand reichend Wir ha-

den Platz auf der Pfarre, wenn Sie vorlieb nehmen wollen."

„Sie zeigte mir nun ihre Tochter, die aber den funkelnden Blick fest auf dem Schauspiel hielt, und wie mich dünkt, noch mehr auf den Schauspieler, aus dem ich den Le Cain machte. Das Mädchen war so schön, wie der Frühling, und auf ihr Gesicht hatte die Sünde noch kein Merkzeichen gemacht. Sie sah so offen, so unverstohlen den jungen Menschen auf dem Theater an; sie hatte nichts Arges daraus, und der junge Mensch war so hübsch, er zeichnete sich durch sein Spiel so aus, daß man dem Mädchen kein Unrecht geben konnte."

„Das Schauspiel war zu Ende; da sah endlich die Tochter meiner Nachbarin auf uns, und die Mutter erzählte ihr, daß wir ihre Gäste wären. Hier bückte sie sich gegen mich, als wollte sie sagen: seyd willkommen!"

„Reinhold, Reinhold! ich breitete die Schwingen meiner Freude aus, ich war in meinem Elemente, unter einfachen, harmlosen Menschen. Der junge Mensch, sagte ich zu dem Mädchen, hat seine Sache vortrefflich gemacht, denk ich."

„Hier trat sie mir einen Schritt mit herzlichem Vergnügen näher. Nicht wahr? sagte sie: es ist als dürfte man das Auge nicht von ihm

schlagen. Und wenn man ihn kennt, o wenn man ihn kennt: wie gut er ist, wie lieb!“

„Sie kennen ihn, Mamsell?“

„Er wohnt in unserm Hause.“ Hier kam der junge Mensch selbst zu uns, um uns nach Hause zu begleiten. Er führte das Mädchen, ich schaute ein Paarmal verstohlen hin; er führte sie auf eine Art, die mehr andeutete, als Bekanntschaft. Sie gingen so enge an einander gedrückt, Auge auf Auge so dicht gehalten, daß sein Athem um ihre schönen Wangen spielte.“

„Wir kamen auf der Pfarre an. Der Prediger empfing seinen alten Gast und seine neuen mit gleicher Herzlichkeit. Röschen, so hieß die Tochter, saß neben der Mutter am Tische; aber ihr Blick hing auf dem jungen Menschen fest, den ich jetzt ein wenig zu examiniren anfing. Er sprach gut, aber doch wurde er ein wenig scheu, da ich ein Paar scharfe Anmerkungen über die Entsetzlichkeit der Verführung fallen ließ, nur um zu sehen, ob er wohl Farbe halten würde. Ich beschloß, den armen Eltern aus Dankbarkeit einen Wink zu geben.“

„Den Abend war es unmöglich. Wir gingen zu Bette. Am andern Morgen kamen wir zusammen. Röschen fehlte. Die Mutter sagte, sie sey vor Tage schon gegangen, um auf einem benachbarten Dorfe eine Freundin zu besuchen.“

„Und da hat vielleicht der junge hübsche Mensch, sie vor Tage schon begleitet?“

„Das glaube ich fast selbst, sagte die Mutter; denn er ist auch fort.“

„Und Röschen, dünkt mich, liebe Frau Pastorin, ist dem jungen Menschen gut.“

„Von Herzen! das muß man, wenn man auch nicht wollte. Sie glauben nicht, wie gut er ist.“

„Das geht mir nahe, liebste Frau, wenn das wäre; denn einem Schauspieler würden Sie doch ihre Tochter nicht geben.“

„Das verhüte Gott! sagte die Frau, mich mit starren Augen ansehend. Ich hoffe, Sie denken nichts schlimmes von unserm Kinde.“

„Ich denke, sie ist die Unschuld selbst; aber wäre auch der junge Mensch die Unschuld selbst, wofür ich nicht stehen mag: so wäre es nicht besser.“

„Freilich; aber heute sprechen sie sich zum letztenmale, und morgen reisen sie ab.“

„Gottlob, Gottlob! sagte ich von Herzen.“

„Der Prediger sagte Gottlob! wie ich.“

„Der junge Mensch war ohne Zweifel mit Röschen gegangen; denn er ließ sich nicht sehen. Da aber gegen Abend Röschen nicht wieder kam, und der Schauspieler eben so wenig: so geriethen die Eltern sowohl, als die übrigen Schauspieler in Verlegenheit. Man zog Erkundigungen

ein. Die Angst nahm zu. Ich ging in den Gasthof, um ein Auge auf die Schauspieler zu haben. Ihre Verlegenheit aber war so natürlich, daß sie gewiß nicht wußten, wo ihr Kamerad war."

„Man stellte auf der Pfarre genauere Untersuchungen an. Röschen hatte einen Theil ihrer Kleider mitgenommen, und dennoch sahen sie noch immer nicht, daß sie mit dem jungen Menschen davon gelaufen war. Man sendete endlich auf mein Bitten, einen Boten auf das Dorf, wo Röschen seyn sollte. Sie war nicht da gewesen. Es ist ihr unterwegs ein Unglück begegnet! rief die Mutter händeringend."

„Ich wollte es, sagte ich: ein Unglück, daß sie nicht einen Schritt fort könnte, liebste Frau! Fassen Sie sich! Ihre Tochter ist, wie mir es scheint, mit dem jungen hübschen Menschen davon gegangen. — Das fand sich denn auch; denn auf Röschens Tische fand die Mutter ein Zettelchen mit den Worten: ach, meine lieben Eltern! leben Sie wohl! ich muß Sie betrüben! mein Auge ist voll Thränen, meine Brust voll Todesangst. Aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht leben ohne ihn. Ich muß mit ihm gehen, mit ihm theilen, Leben und Tod! Amen. Rose."

„Das fand die Mutter; sie brachte es herab. Das bleiche, harte Gesicht war wie aus Marmor gehauen. Das Auge war ein todter Kristall. Der

Gang gespensterartig, schleichend und matt. Sie reichte das Billet mit einem einzigen, aber schrecklichen Schrei, ihrem Manne. Der Prediger las, las es laut. Die ersten Worte las er stockend, dann stotternd, dann erbleichend. Leise sagte er: es ist vorbei! das Billet fiel aus den zitternden Händen. — Ich sagte es sogleich! rief er nun wüthend; aber nach einem Blicke auf seine Frau, setzte er sanft hinzu: du hast keine Schuld, du nicht! Ach, auch sie nicht, Röschen nicht, unser Kind nicht, sondern dieser Teufel aus der schwärzesten Hölle, in der Gestalt eines Engels. — O ich sagte es gleich, wenn er vor ihr saß und sang und so schöne Worte schwatzte, und sie sah ihm ins Auge, in das Auge, woraus die Hölle sie verführte, sah auf die lächelnden Lippen, die wie die Verführung schön waren. O! O! gieb mir meinen Stock, Frau! ich selbst will ihnen nach. Meinen Hut sage ich! und will sie nicht umkehren, unsre Einzige: so will ich vor ihren Augen sterben."

„Hier warf er seinen Schlafrock ab, und griff nach dem Hute. Diese Bewegung gab der Bildsäule seiner Frau Leben. Du sollst nicht! rief sie: du nicht, sage ich! das wäre dein Tod! Nein! nein, lieber mag sie gehen, wohin sie will! denn wäre sie tugendhaft gewesen, so — was Verführung? Was Jugend? Ich bin auch jung gewesen, ich war auch von jungen Leuten umge-

ben! aber ich hatte Ehre in meiner Seele! Sie ist der Thränen nicht werth, die wir um sie weinen. Du sollst nicht! Sie wollte ihm den Schlafrock wieder anziehen. Du hast den Tod davon! du sollst nicht, mit deiner Gicht."

„Hier kam der Direktor der Schauspieler, sich nach seinem ersten Liebhaber zu erkundigen. Aber da donnerten ihm die Verwünschungen der unglücklichen Eltern entgegen. Sie nannten ihn den Verführer ihres unschuldigen Kindes. Er stand mit der Hand auf der Brust, um zu betheuern, daß er gar nichts davon wisse; aber er konnte nicht zu Worte kommen."

„Ich fragte ihn, ob er den Aufenthalt des jungen Menschen nicht angeben könnte. Er geht, sagte er versichernd, gewiß den Weg zurück, den wir gekommen sind; aber Sie dürfen nicht Minuten verziehen. Sie treffen ihn gewiß, wenn jemand zu Pferde ihnen nachjagt auf dem Wege nach Peterhof, wo seine Sachen sich befinden, im rothen Adler. Dahin geht er gewiß. Aber er hat einen Vorsprung von vier und zwanzig Stunden. Uebrigens versichere ich, daß der junge Mensch kein unedles Gemüth hat. Die Liebe ist eine Leidenschaft — hier nun hatte er sich endlich Gehör verschafft, er streckte jetzt den rechten Arm von sich und sagte stolz: die Götter und Menschen beherrscht. Glauben Sie mir, o glauben

Sie mir, ein großer Mann, ein Iffland steckt in dem jungen Menschen."

„Ein Schurke steckt in ihm! rief Robert, der bisher fast eben so bleich, als die beiden Eltern, in dem Winkel des Zimmers stumm da gestanden hatte. — Ein Schurke steckt in ihm! — Ein höllischer Schurke ist der Mensch! rief er mit funkelnden Augen, den ich züchtigen werde so gut wie Sie, wenn einer noch einmal das Wort Liebe gebraucht. Schafft mir ein Pferd! rief er stürmisch: ich schaffe Ihnen Ihre Tochter wieder, und führte er sie bis zu den Serern. — Sieh, Reinhold, ich mußte doch lächeln, da ich ihn auf einmal von den Serern reden hörte."

„Recht, Recht, edler Jüngling! rief hier der Directeur mit tragischem Affekt: Schafft ihm ein Pferd! Ein Pferd! ein Pferd! ganz England für ein Pferd!"

„Ich bringe Ihnen Ihre Tochter wieder, rief Robert, eben so tragisch, als vorher. Aber was steht ihr hier, und schaut mich an? Ist dies eine Zeit zu zögern? Großvater! Mein Gott! so wacht doch auf! wacht auf vom Schrecken! ich will sie retten."

„Wacht auf! wacht auf! rief der Directeur hier laut — läutet die Sturmglocke! Mord! Hochverrath! Schüttelt diesen flaumenweichen Schlaf von Euch, des Todes Bild, und seht den

Tod selbst! Malkolm, Banquo! steht auf! schreitet daher wie Geister, die entsetzliche Szene anzuschauen!"

„Robert wurde bei den Geschrei des Menschen verlegen; denn er wußte nicht, ob es Ernst war oder nicht. Der Kerl schrie ihn mit den Fetzen aus seinen Rollen allemal aus seiner eigenen. Es war eine Szene ohne Gleichen."

„Der Pastor ließ sein Pferd satteln. Ich gab Roberten eine Rolle Gold, und auf allen Fall eine beträchtliche Summe in Papieren. O Gott! Gott! rief die Mutter: ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht!"

„Ja, Herr! rief der Direkteur, mich heftig auf die Schulter schlagend: wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren."

„Ja, Herr! antwortete ich: Sie werden Ihren nicht verlieren, auch bei gewissen Dingen nicht. — Ich bitte dich, Robert; es ist dein erster Ritterzug! Sey kalt! sey ruhig! du sollst dem Manne hier die Tochter wiederbringen, nichts weiter, das thu! zu rächen hast du nichts! und will er sie nicht geben: so fodre die Gesetze zu Hülfe! ich bitte dich, sey vorsichtig!"

„Und die Liebe, junger, lieber Herr, fiel der Direkteur ein, verdient Entschuldigung, und der junge Mensch, mit dem Sie es zu thun haben,

ist wahrhaft ein edler junger Mensch, wie gesagt, ein Garrik, und aus meiner Schule!“

„Ein Schurke ist er! rief Robert — ein doppelter, dreifacher, siebenfacher Schurke! hat hier, unter dem gastlichen Dache — O du gastlicher Zeus, schlafen deine Blitze! — hier, wo ihn das Vertrauen, die Liebe, die Freundschaft mit offenen Armen aufnahm, hier von dem heiligsten Altare, stiehlt er das Heiligthum des häuslichen Tempels. Nein ich will kein Mitleiden mit ihm haben!“

„Hinweg Mitleiden! hinweg zum Himmel! hieher gehörst du nicht! auf diese Erde voll Grausamkeit nicht!“ rief der Schauspieler, da Robert, die Hand auf seinen Säbel gelegt, ihm einen Schritt näher trat: „o der Himmel bringe dich, edler Jüngling, mit ihm zusammen, Stirn gegen Stirn, so nah, daß ihn dein Schwerdt erreichen kann, und entkommt er dann: o Himmel, dann magst du ihm auch vergeben!“

„Diese Deklamationen fielen allemal wie ein Eisstrom auf Roberts Hitze. Bedenke, sagte ich, Robert, er ist ein Schauspieler, unter ersonnenen Sünden, unter Verschwörungen, unter Mord und Tod, und unter den wirklichen Sünden des Araber-Lebens, wozu das Geschick die Bühne verdammt hat, aufgewachsen. Das bedenke, Robert, und nun reise mit Gott! und schreib, wenn du nicht kommen kannst.“

Robert schwang sich auf den Ackergaul des Pastors, und dahin flog er. Nach Peterhof! rief er noch einmal. Ich finde sie gewiß!"

„Hier ging der Direkteur, um seine Anstalten zur Abreise zu treffen. Wir alle legten uns nieder; ich wünsche ihm glückliche Reise. Gute Nacht, Reinhold, ich bin schon seit seiner Abreise zwei Tage hier, noch weiß ich nichts von ihm."

Die Reise ist geendigt.

Diesen Brief erhielt Reinhold. Sie waren begierig auf den Nächsten; aber einen Nachmittag, da sie Alle unter dem Säulengange saßen, rief Anne: „Reinhold, mein Vater! dort!" und sie kamen von dem Hügel herab; ein junges Mädchen war in ihrer Gesellschaft.

„Da kommen wir!" rief Bernhard ihnen schon von weitem entgegen. „Und hier, hier" sagte er, da er näher gekommen war — „bringen wir Euch dieses Kind. Es ist Roberts erste Erwerbung, und damit gut." Das Kind sah still zu Annen auf, die es neugierig betrachtete. Es war nicht schön; es war von Blattern entstellt; aber ein wundersamer Reiz ruhte

darauf, und das schönste Auge schien den Mangel aller übrigen Schönheit zu bedecken. —

„Nun, wie ging es weiter?" rief Reinhold — „brachte er Röschen zurück, wie er versprach?"

„Röschen wohl nicht; aber doch dieses Mädchen. Das hatte er vor sich auf seinem schweren Ritterpferde sitzen. Er hat sich gut genug, wie er sagt, aus seinem ersten Ritterzuge gezogen."

Robert stand da, mit rothen Wangen voll Schaam. „Aber" rief er auf einmal, und umfaßte das fremde Mädchen, „dich will ich dennoch lieben; und Alle — o fürchte nichts, fürchte nichts! Alle, Alle werden sie dich lieben."

Das Mädchen stand furchtsam in der Mitte dieser Familie, die Hände hingen schlaff an ihr herab, die Augen waren auf den Boden geheftet. Es schlug nur einmal heftig die Augen brennend gegen Robert auf! dann nahm es seine vorige Stellung wieder an.

„Wer ist denn das fremde Mädchen?" fragte die Großmutter, ein wenig streng.

„Fremd ist sie! fremd!" rief Bernhard — „fremd! Sie hat keinen, dem sie angehört, als den Himmel und die Tugend, und das Mitleiden. Ihr Mund hat das Wort Vater, Mutter, Verwandter, noch nicht ausgesprochen; aber

die Armuth selbst hat ihren letzten Bissen mit ihr getheilt. Nicht wahr, Sophronia? und dafür hat sie geliebt! Nicht wahr Sophronia?" Da schossen ihr zwei Thränen in die Augen. Sie legte die Hand auf die Brust; Sie faßte mit einer heftigen Bewegung Roberts Hand. „Ja! rief sie, aber für sich — ich liebte Horatio."

„Nun aber, Sophronia, hast du auf einmal alles, was die Natur dir versagte: eine Großmutter, die dir am meisten unter uns Allen wohlthun wird, mich, deinem Großvater, dort Roberts Mutter, und hier deinen Bruder; und so laßt uns Gott danken, daß es so ist."

„Wie ging es ihm denn auf seinem Ritterzuge?" fragte Reinhold.

„Das mag er Euch selbst erzählen."

Ritter Roberts erster Zug.

Robert, nachdem er vorher Pulver auf die Pfannen seiner Pistolen geschüttet hatte, sprengte vom Hofe, und links an der Pfarre weg, auf die große Heerstraße. Der Mond war hinter ihm, so gings rasch vorwärts den ebenen Weg hin. Am Morgen hielt er mit seinem ermüdeten

Pferde vor einem Wirthshause. Er hörte hier, daß ein junger Mensch gestern gleich nach Mittag mit einem Mädchen durch gekommen sey, die sich nach dem Wege nach Peterhof erkundigt hätten.

Er wäre gern wieder aufgesessen, wenn das Pferd aus der Stelle zu bringen gewesen wäre. So bald es möglich war, ging es wieder rasch vorwärts. Er hoffte ziemlich sicher, eben so bald nach Peterhof zu kommen, als der Schauspieler mit Röschen.

Am dritten Morgen sah sein Falkenauge in der Ferne ein junges Paar neben einander gehen. Er jagte frisch hinter drein. Die Flüchtlinge — jetzt erkannte er die Gestalt des jungen Menschen schon — wendeten, da sie ein Paarmal rückwärts geschaut hatten, sich von der Landstraße ab, in ein kleines Birkengebüsch, das sich am Wege hinzog.

Robert erreichte den Ort, wo sie über den Graben gesprungen waren. Er gab sein Pferd einem Landmanne, der nach dem nächsten Dorfe wollte, es mit dahin zu nehmen, und er ging den Liebenden nach, so leise er konnte.

„Er reitet vorüber, liebste Rosette," sagte der Schauspieler.

„O mein Gott! die furchtbare Angst meines Herzens!" antwortete Röschen.

Hier trat Robert aus dem Gebüsche hervor, und Röschen schrie ängstlich auf. Der Schauspieler, der vor Röschen stand, drehete sich um; und da er den jungen Menschen erblickte, der auf der Pfarre gewesen war: so zog er seinen Säbel, den er aus der Garderobe des Schauspiels mitgenommen hatte. Robert sah ihn ruhig an, ohne nur die Hand an seinen Säbel zu legen; seine Stellung war ruhig, aber desto donnernder war die Stimme, mit der er sagte: „Mit dir habe ich nichts, gar nichts! Mein Auftrag geht an Sie, Röschen, an die verführte Unschuld, von Eltern, deren Herz Sie gebrochen haben.“

Röschen erblaßte; sie fing an zu schluchzen, sie warf den bittenden Blick auf den Schauspieler.

„Ihr Auftrag geht an mich!“ rief der Schauspieler wild, und sich in eine fechterische Stellung legend — „Jeder Auftrag an dieses Mädchen geht an mich, und — ich habe zwar nichts für sie, als ein Herz und ein Leben; aber tausend Leben gäbe ich für sie.“

„Röschen!“ sagte Robert, ohne dem Schauspieler etwas zu antworten, als mit einem verächtlichen Blick — „Röschen, Ihre Mutter, Röschen! o Sie sollten sie gesehen haben, wie bleich sie war, wie verloschen ihr Auge!

Guter Gott! Röschen, kann die lügnerische Zunge einer erlernten Schmeichelei Sie aus den Armen des Glücks, des Friedens, der Liebe in das Verderben locken?“

„Lügnerische Zunge!“ rief der Schauspieler, und trat mit Stolz ihm näher, in einer so edlen Stellung, daß Robert doch nicht ganz mehr den tief verachtenden Blick behalten konnte. „Erlernt!“ rief er aber — „erlernt! selbst diese Stellung! denn wärest du ein ehrlicher Mann! so hättest du aus dem Heiligthum der Gastfreundschaft die Tochter nicht gestohlen, Schurke!“

„Schurke!“ rief der Schauspieler erblassend — „ziehen Sie, oder ich stoße Sie nieder!“

„Hast du so viel Muth?“ rief Robert ruhig. Da drang der Schauspieler auf ihn ein. Röschen sprang schreiend auf, stürzte zwischen beide, und sank zwischen ihnen in Ohnmacht. Da ließ der Schauspieler den Degen fallen, und hob Röschen empor, und drückte sie an sein angstvolles Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen, bis sie zu sich selbst kam.

„Röschen,“ hob Robert wieder an — „ich habe von Ihren Eltern an Sie den Auftrag —“

„Unmensch! Unmensch!“ sagte der Schauspieler unbeschreiblich bewegt — „siehst du denn nicht, daß du ihr das Herz brichst? O, müßte

ich nicht für sie leben, müßte ich das nicht: — so möchtest du, ein Knabe, dein Eisen durch meine Brust stoßen. Aber, bei Gott! bei meinem ewigen Heile! reden sollst du nicht länger. Er riß hier mit einer heftigen Bewegung seinen Degen vom Boden auf. Er ergriff Roberten bei der Schulter.

Robert fühlte sich bewegt, er wußte nicht, wie. Er sah von dem Schauspieler auf Röschen, von Röschen auf den Schauspieler. Röschen streckte beide Arme ihrem Geliebten entgegen. „O laß mich sterben!" sagte sie in Absätzen — „Führe mich zurück! laß mich zu den Füßen meiner Eltern noch einmal knieen, und dann sterben!"

„Willst du, Röschen," sagte er — „so laß uns gehen. Aber zwingen, so lange ich bin, soll dich Niemand. Glaube mir, deine Eltern werden gütiger seyn, als du denkst. O Röschen, vielleicht findest du da den Frieden deines Herzens wieder."

„Nein! nein!" rief Röschen aufspringend, und sich in des jungen Menschen Arme werfend — „Ich kann nicht. Meine Schuld würde mich tödten. Nein, nein! führe du mich, wohin du willst, ach, nur weit von hier, in ein fremdes Land, wo ich kein Wort verstehe. — O ich muß mit ihm; denn er liebt mich allein, er ver-

zeiht mir allein. — Ach, sagen Sie meiner Mutter, daß ich unglücklich war, und daß er — er — mein Schutzengel ist.“

Hier wußte Robert nicht mehr, was er sagen sollte.

„Darf ich nicht wenigstens wissen?“

„Nein,“ rief der Schauspieler schnell und kräftig.

Das Nein brachte Roberten wieder aus seiner Wärme in seine Rolle zurück. „Nun denn,“ sagte er — „ich habe nur den Auftrag, Röschen ihren Eltern zurück zu bringen. Ich habe über Ihr Verhältniß nicht zu urtheilen. Sie thun wohl —“

„Was ich thun muß, um wol zu thun,“ fiel der Andere ein — „Guter Gott, wenn ich das wüßte! aber sehen Sie denn nicht, daß ich der Entführer dieses theuren Mädchens nicht bin?“

Hier stutzte Robert. „Nicht?“ sagte er, und besann sich, was er thun sollte. Unterdessen gab Röschen ihrem Begleiter die Hand, und gieng weinend mit ihm fort.

Robert begleitete sie. Sein Herz erweichte sich immer mehr bei dem Anblicke der beiden Liebenden, die, Arm in Arm geschlungen, vor ihm hergiengen. Er hörte ihr Gespräch; es war die

reinste Liebe. Obgleich er das Gespräch nicht verstand: so gieng doch soviel daraus hervor, daß Röschen sich für die Schuldige erklärte, ihres Führers Großmuth und verzeihende Liebe erhob.

„Ich wollte,“ sagte Robert für sich — „mein Großvater wäre hier! Ich fürchte, ich werde sie reisen lassen, wohin sie wollen.“

Am ersten Dorfe nahm der Schauspieler Roberten auf die Seite. „Ich bin in Verzweiflung!“ sagte er — „ich muß Röschen retten. Man wird ihr nachsetzen. Ihr Verderber wird ihr nachsetzen. Können Sie diesem Gesichte, meinem Worte trauen? Ich bin ohne Geld. Ich muß hier einen Wagen nehmen, um Röschen schnell fortzubringen.“

„Einen Wagen?“ Robert erröthete vor seiner Schwäche. „Einen Wagen? Sie bedenken nicht, daß ich den Auftrag habe, sie zurück zu bringen.“

Hier faßte der Schauspieler Roberts Hand. „Das ist unmöglich! Sie können es, lieber junger Mensch, Sie können es. Aber trauen sie mir, daß ich ehrlich bin, daß ich Röschen begleite, um sie zu retten.“

„Das ists, was ich einsehen will,“ sagte Robert, finster über seine eigene Härte.

„O, der Himmel lasse Sie in der Stunde, wo Ihnen die Ehre verbietet, zu reden, einen

Menschen finden, der Ihnen aufs Wort glaubt! Und glauben Sie mir nicht: so glauben Sie doch der Angst des Mädchens! des unglücklichen Mädchens!"

Robert reichte, ohne ein Wort zu sagen, dem Schauspieler seine Börse. Dieser nahm einen Louisd'or aus der Börse, und gab das Uebrige zurück, und Röschen saß nach einer halben Stunde in einem Wagen, und Robert trottirte auf seinem Kutschgaule tiefsinnig hinter drein, und wog unablässig in seinen Gedanken das Mitleiden, das er mit den beiden jungen Leuten fühlte, gegen das Versprechen ab, das er den Eltern gegeben hatte, Röschen zurückzubringen. Aber er konnte es zu keinem Entschlusse bringen.

„Der Teufel!" rief er einmal über das andere — „was soll ich thun?"

Auf einmal sprengte noch ein Reiter daher, der, wie er beide auf dem Wagen erblickte, mit einer lauten Stimme: „Halt!" rief.

Der Schauspieler sah sich um, Röschen schrie auf, da sie den Reiter sah. „Teufel! Teufel!" rief der Schauspieler, erblassend vor Zorn — „So giebt dich des Himmels Gerechtigkeit in meine Hände." Er war mit einem Sprunge vom Wagen herab, stürzte mit gezogenem Säbel auf den Reiter zu, und rief: „Herab, Schurke! herab! vom Pferde herab!"

Der Reiter kehrte um, und ritt einem andern Reiter entgegen, der sich jetzt im Gallop näherte.

„Ich fordere nichts, nichts als das Mädchen!“ rief der erste, und zog ein Pistol hervor, und hielt es dem Schauspieler entgegen. Der andere zog ein Jagdmesser.

Auf einmal sprengte Robert zwischen den Schauspieler und dessen Feind. Der gezogene Säbel, das blitzende Auge des Jünglings entschied den Streit zu des Schauspielers Vortheil. Der Mensch erblaßte, sein Bedienter, der war der Andere, zog sich zurück. „Satan! Teufel!“ rief der Reiter, und gab seinem Pferde die Spornen, und jagte zurück.

Der Schauspieler dankte mit hoher Begeisterung Roberten für seinen Beistand. Robert sagte: „Ja, ja! das ist gut! Aber alle Teufel! Ich bin in einer Verlegenheit ohne Gleichen.“

Der Schauspieler stieg wieder auf den Wagen. Der Wagen rollte dahin, Robert trottirte hinterher, und sagte: „Ich will nicht ehrlich seyn, wenn ich weiß, was ich thue.“

So kamen sie alle drei nach Peterhof. Der Wagen hielt vor dem Wirthshause. Der Schauspieler hob Röschen von dem Wagen. Er führte sie in ein kleines Hinterzimmer; Ro-

bert folgte ihnen. Hier stürzte mit dem Freudengeschrei: „Horatio! o Horatio!“ dem Schauspieler ein Mädchen von dreizehn Jahren entgegen, und hing sich mit liebender Inbrunst in seine Arme, an seinen Busen, und rief: „O so bist du — o es ist gut, daß du deine Sophronia nicht ganz vergessen hast! Sieh, ich habe alles gethan, was du mir befahlst; noch mehr. Ich habe alles gelernt, und hier ist — dein Geld. Siehst du wohl, Horatio, ich kann auch, wie du, fast von nichts leben.“

Das Kind sah gar nichts, als den Schauspieler, nicht die Fremden, die hinter ihm standen. Das Feuerauge war nur mit ihm beschäftigt. „Siehst du,“ fuhr das Mädchen fort, und zeigte sich ihm — „wie schön ich gekleidet bin! Nun darfst du auch dafür nicht mehr sorgen, Horatio. Die Frau im Hause hat mirs gezeigt. Ich kann jetzt stricken, nähen. Ich habe die Nächte aufgesessen, und wenn die Augen schläfrig wurden: so — das habe ich dir abgesehen, wenn du die Nächte wachtest und abschriebest — ich wusch die Augen mit kaltem Wasser.“

„O Gott! o Gott!“ sagte der Schauspieler nur von Zeit zu Zeit zwischen die Worte, die von des Kindes Lippen herabströmten.

„Ach, du bist lange ausgeblieben, lang, recht lange diesesmal! hob das Kind auf einmal mit ganz verändertem Tone an, mit einer schmerzlich bewegten Stimme, und mit Augen, aus denen sie die Thränen nur mit Gewalt zurückhielt. „Ich sagte jeden Morgen: wann kömmt Horatio? Jeden Abend sagte ich: gute Nacht, Horatio! Da kam dein Briefchen. Sieh, hier trag ich es, wie du das Bild deiner Mutter.“ Sie hatte den Zettel Horatio's in ein Stückchen seidnes Zeuch gewickelt, und trug ihn auf ihrem Herzen. Sie zog das Papier hervor, und drückte es an ihre Lippen. „Ich habe viel geantwortet, Horatio, recht viel. Du wirst's nicht lesen können; denn bei jeder Zeile weinte ich so viel, bis sie halb wieder verlöscht war.“

Auf einmal sah sie Roberten und Röschen, die seitwärts standen. Sie erschrack, sie ergriff sogleich Horatio's Hand, und schwieg finster still.

„O Gott, Sophronia!“ sagte Horatio, und drückte das Kind an seinen Busen — „Du bist gut, recht gut gewesen. Aber ich muß dich wieder verlassen, auf lange wieder verlassen, auf noch länger!“

„Auf noch länger?“ wimmerte das Mäd-

chen leise — „aber du kommst doch endlich wieder?“

Horatio verhüllte sein Gesicht, seine nassen Augen mit beiden Händen. „Ach!“ rief er — „ich bin sehr unglücklich! sehr unglücklich, Sophronia! — Röschen! O Röschen!“

„Horatio,“ rief das Kind — wenn du es nur glauben wolltest, daß ich kein Geld mehr gebrauche!“

„O du Heldengroßmuth!“ rief er — „ist dein Tempel denn das Herz eines Kindes? O Erbarmen! Erbarmen! — — Sieh, Sophronia,“ fuhr er ruhiger fort — „du bist bleich geworden und mager. Du hast gehungert.“

„Nein, nein! glaube mir, die Traurigkeit um dich hat mich so mager gemacht, nicht der Hunger. Du sollst sehen, wie freundlich ich nun seyn werde! Ich will Wangen haben, roth, wie Rosenknospen.“

Hier hob Horatio das Kind empor, und drückte es mit vieler Heftigkeit an seine Brust. „So sey es!“ rief er — Komme es, wie es komme! Ich muß meine Eide brechen. Du gehst mit mir Sophronia, wir trennen uns nun nicht wieder.“ Das Kind erblaßte, taumelte ein Paar Schritte zurück, dann zog die Freude ihre Rosenfarbe über das blasse Gesicht. Sie schrie

auf, sie stürzte zu Horatio's Füßen, sie umklammerte seine Knie. Sie sah zu ihm auf mit trunkenen Augen, ihre Brust wogte hoch empor. „Horatio!“ sagte sie, und nun fiel sie über ihre Sachen her, über seine Kleider um sie in einen Mantelsack zu packen.

Horatio wendete sich ab. „Weh mir,“ sagte er leise — „ich reiße sie, o, Sophronien reiße ich in das Verderben! Weh mir! weh mir!“

Robert stand da mit thränenden Augen, mit blutendem Herzen. Er trat zu Horatio; er sagte ihm leise: „Kann ich helfen, Horatio?“ Horatio sah ihn an. Dann fragte er leise: „Können Sie der Vater, der Bruder, der Freund, der Schutzgeist des Kindes seyn? Können Sie das Kind leiten, wie es geleitet seyn will? Können Sie mit schwanenweicher Hand des Kindes heißes Herz halten? — Gott! wie unglücklich bin ich!“

„Das kann ich, wenn Sie mir das Kind anvertrauen!“

Hier machte Horatio die Augen weit auf. „Wer sind Sie?“ fragte er Roberten.

Robert erzählte ihm von seinem Leben in seiner Familie. Da zog ihn Horatio aus

dem Zimmer. Er faßte Roberts Hand, er sagte mit übermäßigem Schmerze: „Ich versprach der sterbenden Mutter, das Kind nicht zu verlassen. Ich habe für das Kind gearbeitet, gehungert, im Elende gelebt. Kannst du das? Kannst du das auch? Willst du es? so — schwöre mir, wie ich schwor! Und nimm dann mein Herz, das Herz eines unglücklichen aber tugendhaften Mannes!“

Hier fiel Robert an seine Brust. „Ich kann es, ich will es!“ rief er: — „ich schwöre Ihnen, Horatio!“

Sie hielten sich lange umarmt, dann gingen sie wieder ins Zimmer. „Sophronia,“ sagte Horatio, sie schmerzlich an seine Brust drückend — „Bis ich dich wieder sehe, ist hier Robert dein Horatio. Ich muß dich auf einige Zeit verlassen; aber ich sehe dich wieder.“

Sophronia schlug den Blick zu Boden, wie er das sagte. Sie antwortete nicht. „Willst du den Freund nicht,“ fragte Horatio schmeichelnd — „dem ich dich gebe?“ Sophronia flog auf Horatio zu; sie kniete vor ihm hin, drückte seine Hand an ihre Brust; dann stand sie auf, und laut schluchzend kniete sie vor Robert.

Robert hob sie empor. „Meine Schwester! meine Sophronia! dein Freund hat dich mir

gegeben: und alles Gute verlasse mich, wenn ich dich nicht liebe, wie er, wie Horatio." Das Mädchen hing, wie leblos, in seinen Armen.

Hier fuhr der Wagen vor, den Horatio bestellt hatte. Horatio nahm Abschied von Sophronien. „Willst du meinen Freund lieben, wie mich?" fragte er zuletzt leise. „Ich will!" sagte das Mädchen schluchzend — „Sey du nur glücklich!"

Horatio führte Röschen an den Wagen. „Robert" sagte er — „Ich lasse dir in dem Kinde meine Ehre, meine Schwüre. Rede, wenn du sie nicht erfüllen kannst! Rede! Rede!"

„Ich kann! ich will! reise mit Gott! In Walen wohne ich, wenn du mir schreiben willst. Bernhard heißt mein Großvater. Und nun nimm hier von mir ein Andenken an unsere gewechselten Schwüre!" Er reichte ihm seine Börse und sein Taschenbuch. Horatio nahm das Taschenbuch; die Börse schob er zurück.

„Horatio, ich nahm von dir," rief Robert — „und du weigerst dich, von mir zu nehmen! Auch nähmest du in dem Buche schon mehr, als diese Börse."

Horatio öffnete das Taschenbuch, und fand die Wechsel. „Nein! nein!" rief er — „das ist zu viel!"

„Nimm!“ rief Robert — „ich nahm von dir — mehr, mehr, deine Schwüre, deine Ehre, deine Tochter. Sollen Freunde um das Verächtliche, was das Herz hat, streiten? Segne Euch Gott! Gieb mir Nachricht! — Fahr zu, Postillion!“ Der Wagen rollte dahin. „Robert, tröste Röschens Eltern!“ rief Horatio, und Robert stand da mit offnem Munde, und sagte: „Hölle und Himmel! so habe ich sie ja doch fahren lassen!“

Er kam wieder zu Sophronien ins Zimmer. Sophronia stand tiefsinnig in einer Ecke da. „Horatio läßt dich noch einmal grüßen, Sophronia. Er wird dich bald besuchen in Walen, wohin du mit mir gehen sollst.“ Sie seufzete. „Du willst wohl nicht gern, Sophronia?“

„Ich will! Ich will!“ sagte sie fest — „denn er hat es mir befohlen!“

Robert überlegte nun, auf welche Weise er seine Rückreise antreten sollte; aber noch mehr überlegt er, wie ihn Röschens Eltern und sein Großvater empfangen würden. „Ich werde wohl,“ sagte er zu Sophronien — „einen Wagen nehmen müssen.“ — „Ich kann gehen,“ antwortete Sophronia leise — „ich bin mit Horatio viele Meilen gegangen.“ Das war ihm lieb; denn in seiner Großmuth für den Schauspieler

hatte er nur zwei Louisd'or von seinem Gelde behalten. Er machte sich mit Sophronien auf den Weg. Er zog das Pferd, und sie ging neben ihm her. Sein warmer Ton fand bald den Eingang in des Mädchens Brust voll Flammen. Er fragte sie, wie sie Horatio kennen gelernt hatte. Sie hob das Gesicht gegen ihn auf, und sagte: „Das darf ich Niemanden sagen. Er hat mir's verboten."

Robert machte den Versuch, da ihre Reise sehr langweilig war, sie vor sich auf dem Sattel sitzen zu lassen. Er hielt sie mit dem rechten Arm umfaßt, an sich gedrückt, und so ritten sie dahin. Das Mädchen sah von Zeit zu Zeit auf in Roberts Gesicht. Sie wurde immer freundlicher. „So saß ich immer auf Horatio's Knieen!" sagte sie — „So an sein Herz gedrückt!"

„So," antwortete Robert — „sollst du auch auf meinen Knieen sitzen; an mein Herz gedrückt! Ich werde dich eben so lieben, wie er." Das Kind schüttelte hier den Kopf, als wäre das nicht möglich, und sah vor sich hin.

„Willst du nicht meine Schwester seyn?" fragte er — „willst du mich nicht lieben?"

Sie antwortete nicht; sie war noch ernster als vorher.

„Du versprachest es dem Horatio,“ fuhr er lächelnd fort — „mich zu lieben, wie ihn.“

„Ja,“ sagte sie — „ich habe es ihm versprochen. Ja, ich will, ich will Sie lieben!“ und nun legte sie das blonde Haupt an Roberts Herz; und sah er sie an: so stockten die Thränen, und sie sagte: „Ja, ich habe es ihm versprochen.“

So kam er endlich vor der Pfarre an. Sein Großvater rief: „Da kommen sie! braver Bursche! Er bringt Röschen mit.“ Robert ging mit Sophronien Hand in Hand neben dem Pferde her. Aber sie kamen näher; da blieb die Predigerin, die voll Entzücken ihnen entgegen gesprungen war, stehen, und rief: „Zurück! sie ist es nicht!„

Hier kam er endlich an die Thüre. „Röschen!“ — riefen Alle — „wo ist Röschen?“

Auf einmal kam der junge Mensch daher, gegen den Robert den Schauspieler vertheidigt hatte. Das ist er, rief der Mensch der Pastorin zu: „Das ist er, der — denn ich hatte Röschen eingehohlt — mit dem Possenreiter würde ich keine Mühe gehabt haben; da kam dieser ihm zu Hülfe, und Röschen ist fort!“

„Zum Teufel, Robert,“ sagte der Großvater — „thatest du das? Ist das so?“

„Das ist so! Der Mensch fiel Horatio'n mit Schießgewehr an, und —"

„Aber, Gott im Himmel! es ist ja Röschens Bräutigam, dieser Herr!" sagte die Pastorin zornig.

„Der Teufel!" rief Bernhard — „Bräutigam! du machst da schöne Streiche, Robert."

„Vater," sagte Robert bestürzt — „der Schauspieler sah aus, wie ein ehrlicher Mann, und der da, wie ein Schurke."

„Also sind sie fort?" fragte die Mutter erbittert.

„Sie sind fort," antwortete Robert — „und wenn mich nicht alles trügt: so ist der Bräutigam da an allem Unglück Schuld." Der Bräutigam wurde hier höchlich verlegen.

„Mein Gott!" rief die Frau — „mit einem Bettler muß mein Kind umherziehen!"

„Ein Bettler ist er nicht," sagte Robert — „denn, Vater, ich gab ihm alles Geld, was ich von dir hatte."

„Hundert Louisd'or. — Das Taschenbuch bringst du wieder mit?"

„Das gab ich ihm auch, um schneller und sicherer fortzukommen; denn er war ein ehrlicher Mann."

„Ein Schurke!“ rief der Großvater — „der aus dem Heiligthum der Gastfreundschaft die Tochter stiehlt! — So erzähle!“

Robert wußte nichts zu erzählen, und der Bräutigam wurde immer lauter.

„Und wer ist dieses Mädchen?“ fragte der Großvater.

„Sophronia heißt sie; ich habe Horatio'n“ — so hieß der Schauspieler — „versprochen, des Mädchens mich anzunehmen, als wäre sie meine Schwester.“

„Der Teufel; damit er desto schneller mit Röschen fortkömmt; Robert, Robert, ich sehe, dir muß man Aufträge geben.“

„Ja, Vater! Horatio — ich will zehn Eide schwören — ist ein ehrlicher, ein edler Mensch, und es wäre eine Grausamkeit gewesen, gegen eine solche Liebe —“

Das sagte der Director auch; aber da klang es anders.

Genug, Robert wußte nicht viel mehr zu sagen, als daß Horatio ausgesehen, gesprochen, gehandelt hätte, als ein edler Mann. Die Pastorin war kalt und mürrisch, und verwünschte den Boten, den man hinter ihrer Tochter hergesandt hatte. Der Großvater hielt es für Zeit, aufzubrechen. Die werden lachen, wenn wir

nach Hause kommen, ohne Geld, ohne Ehre, Robert; denn viel Ehre hast du auf deinem Ritterzuge nicht geerndtet, und mit einem Mädchen, das die der edle Gauner — denn Horatio heißt er nicht — das ist kein Christen-Name — für dein gutes Geld aufgehängt hat. Gott segne übrigens das Kind! es hat hübsche Augen, und speicht, und seufzt und liebt, wie die Begeisterung selbst."

Das erzählte Robert seiner Familie. „Nun dann, da hat er sich ja eine Anne mitgebracht," sagte die Großmutter ein wenig spöttisch. „Das gebe Gott!" sagten der Großvater und Reinhold. Anne sagte nichts; sie drückte voll Mitleiden und Liebe das Mädchen an ihre Brust voll Frieden.

Ende des ersten Bands.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Das Testament

Bd.: 1

Stuttgart 1810

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.461-c(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721426-5